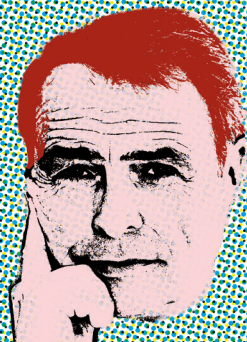




DOING HISTORY



Praxisorientierte Einblicke in Methoden der Geschichtswissenschaften

DOING HISTORY

*Praxisorientierte Einblicke in Methoden der
Geschichtswissenschaften*

Ergebnisse aus dem LaborUni-Projekt „*Doing History* - Anwendung
von Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft“
am Historischen Seminar der Universität Leipzig

Leipzig 2018

*herausgegeben von Robert Friedrich, Sven Jaros, Elisa Satjukow, Katharina
Seibert und Stefanie Wiehl*

Inhalt

VORBETRACHTUNGEN

Von Ideen und Idealismus. Wie alles begann 9

„Ohne Quellen keine Geschichte...“ – aber ohne Theorien
geht es auch nicht. Alexander Sembdner 17

DOING / WISSEN

„Die Kunst sich nicht allzu sicher zu sein.“ Perspektiven der
historischen Diskursanalyse. Sven Jaros 29

CASE STUDY

Der Diskurs um Kriegsanleihen im Ersten Weltkrieg im
Spiegel der Werbeplakate des Deutschen Reichs.
Tim Feind 37

„Mehr als nur ein Interview“ – Oral History verstehen, anwenden
und weiterdenken. Elisa Satjukow 49

CASE STUDY

A glance into the life-span of Albert Rene's legacy. An oral
history project based on the historical consciousness of students.
Anna-Louisa Dogley 60

DOING / AKTEURE

Ethnographie. Eine verführerische Methode. <u><i>Agustina Carrizo de Reimann</i></u>	73
--	----

CASE STUDY

Zwischen Angst und Hoffnung. Eine polnische Zwangs- arbeiterin am Ende des Zweiten Weltkriegs im Oderraum. <u><i>Lukas Vogel</i></u>	82
---	----

Praxeologie – Zwischen Methode und Ideenpool. <u><i>Stefanie Wiehl</i></u>	93
--	----

CASE STUDY

Macht und Gewalt in der Heiratspraxis unter den Khmer Rouge. <u><i>Jos Neuhoff</i></u>	102
---	-----

DOING / STRUKTUREN

Der kollektive Mensch. Die Prosopographie als Methode der Sozialgeschichte. <u><i>Thomas Rastig</i></u>	111
---	-----

Gefangen im Netz. Historische Netzwerkanalyse revisited. <u><i>Zsófia Turóczy</i></u>	121
---	-----

SCHLUSSBETRACHTUNGEN

„Doing History“ – Do it yourself! Anleitung für Lehrende	131
Übersicht aller studentischer Projekte	143
Weiterführende Literatur	144
Verzeichnis der Hyperlinks	145
Impressum	146

Vorbetrachtung

Von Ideen und Idealismus. Wie alles begann...

Jede Wissenschaft lebt vom Austausch. So selbstverständlich dieser Satz auch klingen mag, um ihn mit Leben zu füllen bedarf es Engagement und Idealismus. Im Jahr 2014 entstand am Historischen Seminar der Universität Leipzig das [Forschungsforum](#) als eine Initiative des wissenschaftlichen Mittelbaus. Das Forum setzt sich zum Ziel, den Austausch auf Augenhöhe über die Lehrstuhl- und Epochengrenzen hinweg für seine Mitglieder zu Fragen des eigenen Promovierens, Forschens, Lehrens aber auch des akademischen Alltags zu ermöglichen. Wir wollten einen interdisziplinären Raum schaffen zur Selbstreflexion der eigenen Forschungsprojekte und der Herausforderungen, die diese mit sich bringen. Ob Mediävistin, Neuzeithistoriker oder Zeithistorikerin¹ – uns alle bewegen ähnliche Fragen: Wie gehen wir mit unseren Quellen um? Welche konzeptionelle Herangehensweise wählen wir? Und welcher methodische Zugang eignet sich für unser Forschungsvorhaben am besten?

Abseits von diesen forschungspraktischen Fragen, dient uns das Forschungsforum auch als ein Ort des lehrbezogenen Austausches. Als junge Lehrende stellten wir fest, dass wir vor ähnlichen Problemen stehen, wenn es darum geht, Kompetenzen des wissenschaftlichen Arbeitens im Geschichtsstudium – wie kritisches Lesen, wissenschaftliches Schreiben und fachliches Argumentieren – zu vermitteln. So reifte die Idee, ein Modul zu entwerfen, dessen Fokus nicht auf der Vermittlung epochen- oder regionalspezifischen Wissens liegt, sondern auf dem Kennenlernen, Erproben und Vertiefen von Kernkompetenzen des

¹ Im Folgenden wird in dieser Broschüre das in der Grundordnung der Universität Leipzig verankerte generische Femininum für alle Pluralkonstruktionen verwendet. Grammatisch feminine Personenbezeichnungen gelten dementsprechend für Personen aller geschlechtlichen Identitäten. Für Singularformen werden die Geschlechterbezeichnungen alternierend verwendet.

historischen Arbeitens, „Doing History“ eben. Den passenden Rahmen dafür bot das Projekt [LaborUniversität](#) an der Universität Leipzig, das innovative Lehr-Lern-Projekte konzeptuell und finanziell unterstützt.

In diesem Modul, das die Grundlagenausbildung junger Historikerinnen ergänzen sollte, stellten wir den teilnehmenden Studentinnen verschiedene Arbeitsmethoden – mit denen wir Doktorandinnen in unseren Forschungsprojekten selbst arbeiten – vor und luden sie ein, eigene Forschungsfragen zu entwickeln und diese mit ‚unseren Werkzeugen‘ zu bearbeiten. Diesen Prozess begleiteten wir einerseits mit einem Seminar, in dem wir den Kernkompetenzen Lesen, Argumentieren und Schreiben Raum zur Revision, Erweiterung und Vertiefung boten. Andererseits bot die Arbeit in von Expertinnen geleiteten Methodengruppen den Studentinnen die Möglichkeit, ihr Wissen über eine spezifische Methode zu vertiefen und ein eigenes Forschungsprojekt durchzuführen.

Die vorliegende Broschüre ist die Dokumentation dieses Projekts. Sie richtet sich an Studentinnen, die nach Inspiration suchen, welche Möglichkeiten geschichtswissenschaftliches Arbeiten bieten kann. Sie wendet sich ebenso an Doktorandinnen, die nach Ideen suchen, wie der eigene Forschungsprozess mit universitärer Lehre verknüpft werden kann. Sie spricht schließlich all jene an, die sich dafür interessieren, wie eine Gruppe Promovierender am Historischen Seminar der Universität Leipzig gemeinsam mit engagierten Studentinnen in den Jahren 2016 und 2017 versuchte, eine kleine Lehrutopie zu schaffen.

Unsere Broschüre erhebt nicht den Anspruch eines Einführungswerks in das historische Arbeiten – diese Leistung haben andere vor uns umfangreicher und vertiefender erbracht. Stattdessen stellen wir uns auf deren Schultern und wollen hier anhand ausgewählter Beispiele darstellen, wie sozialwissenschaftliche Ansätze für geschichtswissenschaftliche Fragestellungen fruchtbar gemacht werden können und zeigen, wie Studentinnen diese in eigenen kleinen Forschungsprojekten angewendet haben.

„Doing History“ — Die Vielfalt der disziplinären Zugänge

„Doing History“ – Geschichte wird gemacht und gerade mit der Betonung dieser Prozesshaftigkeit verorten wir unser Projekt in mehrfacher Hinsicht im Kontext heutiger Forschungstendenzen: Die Fokussierung auf das „Wie“ bei der Produktion von historischen Wissensformationen betont die Stellung der Historikerin in einer Triade aus Fragestellung, Methode und (Quellen-)Material. Aus diesem Spannungsverhältnis generieren wir unser Narrativ vergangener Zeiten, stets aus unseren gegenwartsgebundenen Perspektiven. Geschichtswissenschaft ist demnach *per se* theoriebedürftig, wie Alexander Sembdner in seinem einführenden Beitrag ausführlich darlegt. Allzu häufig wird dies jedoch nicht explizit gemacht. So galt lange Zeit die Quellenkritik als alleinige und für sich stehende Methode des historischen Forschens, die keiner weiteren theoretischen Reflexion bedarf.

Die Öffnung der Geschichtswissenschaft für Zugänge aus den Sozial- und Kulturwissenschaften im Verlauf des 20. Jahrhunderts hat daran grundsätzlich nichts geändert. In dem Maße, in dem diese Öffnung – bzw. die Vielzahl der daraus erwachsenden „turns“ – die Fragestellungen, Quellenarten und Forschungsinteressen der historischen Zunft bunter und vielfältiger gemacht haben, bedarf es jedoch auch einer stärkeren Auseinandersetzung mit den Disziplinen, in denen die für die Geschichtswissenschaft neuen Forschungsperspektiven bereits eine längere Tradition haben. Durch diese Auseinandersetzung mit den Theorien und Methoden – etwa der Ethnographie, Soziologie oder Literaturwissenschaft – wird die Geschichtswissenschaft interdisziplinär, auch wenn die „klassische“ Quellenarbeit ihr Kerngeschäft bleibt.

Die in dieser Broschüre versammelten methodischen Zugänge verorten sich in einem Spannungsfeld aus 'Wissen', 'Akteuren' und 'Strukturen', wobei diese drei Kategorien als interdependent oder aufeinander angewiesen zu verstehen sind. Natürlich können Akteure nicht ohne die Strukturen gedacht werden, in denen sie handeln und Wissen produzieren bzw. auf ihr Wissen zurückgreifen, um sich für bzw. gegen Handlungen zu entscheiden. Gleichzeitig sind gesellschaftliche Strukturen einerseits kollektive Ergebnisse individuellen Handelns und andererseits menschengemachte Entwürfe zur Erfassung und „Beherrschung“ einer Wirklichkeit, die auf etablierten Wissensformationen basieren und durch regelkonformes oder deviantes Handeln reproduziert oder in Frage gestellt werden. Diese Trias soll allerdings nicht als „ultima ratio“ begriffen werden, sondern lediglich ein Leitfaden zur Orientierung darstellen, um die unterschiedlichen methodischen Zugriffe zu verorten.²

So lenkt Sven Jaros in seinem Beitrag über diskursanalytische Herangehensweisen den Blick auf die Formationsprozesse von Wissensbeständen. Er macht dabei deutlich, dass historisch diskursanalytisches Arbeiten nichts mit landläufigen Vorstellungen von Diskursen zu tun hat und verweist auf das Vorgehen Achim Landwehrs, der die Anregungen Foucaults exemplarisch für die Geschichtswissenschaft aufgearbeitet hat. Elisa Satjukow stellt in ihrem Text mit der Oral History eine Methode vor, die sich insbesondere dafür eignet, eine bottom-up Perspektive auf vergangene Ereignisse oder Zeiten einzunehmen, indem die betroffenen bzw. beteiligten Zeitgenossinnen direkt befragt und somit die zu bearbeitenden Quellen durch die Forscherin selbst erhoben werden. Die historische Ethnographie ist Agustina Carrizo zufolge beides: Methode und Art der Geschichtsschreibung. Der dichten Beschreibung nach Clifford Geertz stellt sie die den Begriff der dichten Geschichte gegenüber und lädt Historikerinnen ein, sich nicht nur durch die Kombination vieler Quellenbestände so nah als möglich dem Forschungsgegenstand

² Dass die Auswahl dieser Zugänge auf die in dieser Broschüre dargestellten Methoden fiel, ist der personellen Zusammensetzung unseres Forschungsforums zum Zeitpunkt der Konzeption des Projektes geschuldet und soll daher keineswegs suggerieren, dass hier alle oder auch nur die wichtigsten methodischen Herangehensweisen für geschichtswissenschaftliche Forschung vorgestellt werden.

anzunähern, sondern auch die eigene Rolle als Forscherinnen zu reflektieren und dies in die Analyse einfließen zu lassen. Stefanie Wiehl stellt mit der Historischen Praxeologie eine Methode vor, die zum Ziel hat, historische Praktiken zu rekonstruieren. Durch den Blick auf Praxis können neue Perspektiven auf vergangene Strukturen entwickelt und impliziten Wissensbeständen über deviantes oder regelkonformes Verhalten nachgespürt werden. In seinem Beitrag zur Prosopographie zeigt Thomas Rastig, dass die Fokussierung auf eine bestimmte zu untersuchende Personengruppe dem Historiker gleichzeitig eine große Offenheit hinsichtlich der forschungsleitenden Fragen lässt. In einem Zwischenschritt aus systematischer Aufarbeitung der relevanten Quellen und Analyse können Akteursgruppen und ihr Wirken in übergeordneten Strukturen in Zusammenhang gebracht werden. Ähnlich und doch nicht gleich arbeitet die Historische Netzwerkanalyse. Sie folgt der Grundannahme der in der Soziologie beheimateten Netzwerkanalyse, dass Akteure im Rahmen ihrer Position in sozialen Netzen agieren. Über die Rekonstruktion solcher Netzwerke nähert sich Zsófia Turóczy ihren Akteursgruppen an und beschäftigt sich so mit deren sozialen Beziehungen und Austauschprozessen. Diese theoretisch angelegten Einführungen methodischen Arbeitens werden ergänzt durch die studentische Forschungsarbeiten, in denen die jeweilige Methode Anwendung gefunden hat (Case Studies). So geht Tim Feind der Frage nach, wie die Diskurse um Kriegsanleihen im Ersten Weltkrieg durch Visualisierungen in Form von Werbeplakaten beeinflusst wurden. Anna-Louisa Dougley stellte sich der Herausforderung eines Oral History-Projekts und fragte nach dem Geschichtsbewusstsein von Schülerinnen auf den Seychellen. Lukas Vogel nähert sich über den Erfahrungsbericht einer Polin, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aus der Zwangsarbeit nach Polen zurückkehrte, einer dichten Emotionsgeschichte an. Jos Neuhoﬀ rekonstruierte schließlich anhand der Protokolle des Khmer Rouge Tribunals in Kambodscha die Heiratspraxis der Khmer Rouge und zeigt, wie autokratische Machtpolitik bis ins Schlafzimmer durchdringen kann.

Dank

Der Weg bis zu dieser Broschüre war lang und manchmal steinig, umso mehr gilt es, an dieser Stelle innezuhalten und all jenen zu danken, die Anteil an diesem Projekt hatten: Zuerst sind natürlich alle Mitwirkenden des Forschungsforums zu nennen, die mit Kreativität und Engagement zum Gelingen dieses Projekts beigetragen haben. Im Speziellen gilt unser Dank den Methodengruppenleiterinnen, deren Beiträge das einführende Fundament dieser Broschüre bilden: Agustina Carrizo de Reimann, Sven Jaros, Thomas Rastig, Elisa Satjukow, Stefanie Wiehl, Alexander Sembdner und Zsafia Turóczy. Darüber hinaus sei Robert Friedrich und Katharina Seibert gedankt, die große Teile der Seminarleitung sowie Lektorat und Redaktion dieser Broschüre zusammen mit Sven Jaros und Elisa Satjukow übernommen haben.

Bei der Vorbereitung des Seminars unterstützten uns tatkräftig unsere beiden studentischen Hilfskräfte Jakob Brüggmann und Max Wiesner. Ein ganz herzliches Dankeschön außerdem an Anna-Louisa Dougley, Tim Feind, Jos Neuhoﬀ und Lukas Vogel, die bereit waren, ihre Projekte dieser Leserschaft vorzustellen.

Unser Dank gilt auch den Mitarbeiterinnen der LaborUni, die uns die finanziellen Mittel zur Verfügung stellte, so dass die Organisation und Umsetzung nicht nur aus eigenem Idealismus heraus erfolgen musste. Sie standen uns nicht nur mit organisatorischen Rat stets zur Seite, sondern machten nicht zuletzt auch den Druck dieser Broschüre möglich. Unser Dank gilt daher insbesondere Beatrice Hartung, Katharina Günther, Marit Vissiennon und Friederike Keil.

Für ihren großen Enthusiasmus und ihre Unterstützung danken wir weiterhin dem AcademicLab. Susan Löffler führte im Vorfeld zwei Fokusgruppengespräche mit Studentinnen und uns Lehrenden durch, um die konkreten Bedarfe für ein kompetenzorientiertes Modul näher

bestimmen zu können. Dr. Robert Feustel war darüber hinaus bereit, im Rahmen des Seminars einen Schreibworkshop anzubieten.

Begleitet wurden wir in diesem Prozess außerdem von Herrn Prof. Michael Riekenberg, Inhaber des Lehrstuhls für Vergleichende Geschichtswissenschaft/Ibero-Amerikanische Geschichte, Herrn Prof. Markus A. Denzel, Inhaber des Lehrstuhls für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie Frau Dr. Katrin Gurt, Assistentin der Geschäftsführung am Historischen Seminar. Den Gremienweg bis hin zur Aufnahme ins Angebot des Wahlbereichs der Geistes- und Sozialwissenschaften im Sommersemester 2017 begleiteten die Mitglieder der Studienkommission Geschichte, sowie das Studienbüro der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften, insbesondere Frau Dr. Janine Schulze-Fellmann. Unser herzliches Dankeschön!

Die wunderbare Gestaltung verdanken wir Friede König und dem Grafikbüro Club Koraal, die sich ein einzigartiges Design überlegt haben und viel Enthusiasmus und Zeit investiert haben, um die Broschüre in ihre jetzige Form zu bringen. Den Druck dieser Broschüre unterstützten sowohl die Geschäftsführung des Historischen Seminars, namentlich die geschäftsführende Direktorin Frau Prof. Charlotte Schubert, als auch die Vertreterinnen des Fachschaftsrates Geschichte. Dafür sei herzlich gedankt! Und zu guter Letzt möchten wir hier auch unseren vierzehn Studentinnen danken, die sich an unserem Projekt beteiligt haben, von denen wir genauso viel gelernt haben, wie sie (hoffentlich) von uns.



ARNOLD ESCH

*Der Historiker widerstehe darum der Versuchung, sich seine Erkenntnisse von der Überlieferung zuteilen zu lassen.**

„Ohne Quellen keine Geschichte...“ – aber ohne Theorien geht es auch nicht.

*Einige subjektive Bemerkungen zum Zusammenhang
von Quellenkritik und Theoriebedürftigkeit der
Geschichtswissenschaften.*

DR. DES. ALEXANDER SEMBDNER

WISSENSCHAFTLICHER MITARBEITER AM LEHRSTUHL FÜR SÄCHSISCHE
LANDESGESCHICHTE AM HISTORISCHEN SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.
KONTAKT: ALEXANDER.SEMBDNER@UNI-LEIPZIG.DE

Die Geschichtswissenschaft hat ein grundlegendes Problem: ihre Quellen. Es ist das große Problem all jener, die sich wissenschaftlich mit der Vergangenheit beschäftigen wollen. Ob nun die Mediävistin das Material mühsam schöpfen muss, während der Zeithistoriker darin ertrinkt, immer wird sich die eine Frage aufdrängen: Wie gehe ich mit meinen Quellen um? Und weiter: Wie übersetze ich das aus den Quellen gewonnene Wissen methodisch korrekt in wissenschaftliche Erkenntnisse? Denn ohne empirische Grundlage – und das heißt für uns: ohne Quellen – lässt sich eine Realwissenschaft wie die Geschichte nicht betreiben. Denn real ist es doch wohl gewesen, was die Menschen der uns nahen oder fernen Vergangenheit dachten und taten, mit allen schönen wie schrecklichen Konsequenzen. Das, was wir unter „Geschichte“ verstehen, ist aber immer nur das Endprodukt einer viele Filter durchlaufenden Beschäftigung mit bereits vergangenen Ereignissen, Handlungen und Gedanken. So wenig wie der Mensch die „wirkliche“ Wirklichkeit fassen kann, so wenig bekommen Historikerinnen auch die „wirkliche“ Geschichte, *so wie sie gewesen ist*, zu greifen.

*ARNOLD ESCH, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: Historische Zeitschrift 240 (1985), S. 570.

Denn *erstens* ist „Geschichte“ nicht „Vergangenheit“. Das Kerngeschäft der Geschichtswissenschaften, die Beschäftigung mit dem Vergangenen, findet immer in der Gegenwart, im Hier und Jetzt statt. Vergangene bzw. Vergangenes kann nicht reproduziert werden. Das bedeutet, dass Geschichte bzw. Geschichtswissenschaft immer eine konstruktive und reflexive Denkleistung gegenwärtiger Menschen über Vergangenes, Geschichte somit menschengemacht ist. Und das im doppelten Sinne: Nicht nur, da Geschichte durch Historikerinnen, die ja auch nur Menschen sind, geschrieben wird und geschrieben wurde, sondern auch, da erst vergangenes menschliches Denken und Handeln den gegenwärtigen Menschen zwingt, sich mit dieser Vergangenheit auseinanderzusetzen, also: Geschichte zu produzieren. Geschichte „zu haben“ und Geschichte „zu machen“ sind anthropologische Konstanten und damit zugleich herausragende Kulturleistungen der Menschheit. Somit ist der Gegenstand der Geschichtswissenschaft immer der Mensch und dessen Denken und Handeln, die Geschichtswissenschaft also sowohl eine Geistes- wie Sozialwissenschaft.

Damit kann *zweitens* die „Geschichte“ keinen „Sinn“ haben. Denn Sinn produzieren und Sinn zuschreiben können wiederum nur Menschen. Jeder Mensch versucht menschliches Denken und Handeln sinnhaft zu deuten und zu erklären, gerade weil wir als sozial denkende und agierende Wesen in ständiger Auseinandersetzung zu unserer sozialen Umwelt und als historische Wesen zu unserer geschichtlichen Umwelt stehen. Erst durch menschliches Zutun erhält die „Geschichte“ daher einen „Sinn“ und auch hier wieder in doppelter Form: Zum einen durch das vergangene Denken und Handeln der Menschen der Vergangenheit, die dieses in ihrer jeweiligen Zeit sinnhaft erfassten und bewerteten und nicht zuletzt sinnhaft handelten. Und zum anderen durch die Historikerin der Gegenwart, die diesem

vergangenen sinnhaften Denken und Handeln nun wieder selbst Sinn zu geben versucht.

Und daraus folgt *drittens*, dass es in der „Geschichte“ keine Gesetze geben kann. Da Geschichte von den Menschen selbst produziert und dieser von den Menschen selbst Sinn zugeschrieben wird, ist sie etwas anderes als ein Naturgesetz wie die Schwerkraft oder die Thermodynamik. Sie kann sich, *erstens*, allen umgangssprachlichen Unkenrufen zum Trotz, nicht wiederholen. Sie hat, *zweitens*, kein bestimmtes Ziel, ist also nicht teleologisch. Sie kann aber, *drittens*, sehr wohl gebraucht und missbraucht werden, aber eben immer in einem diskursiven Rahmen, als ein menschengemachtes Konstrukt.

Da Geschichte immer die sinngebende Beschäftigung mit den Ereignissen vergangenen sozialen Handelns darstellt, bedeutet dies, dass wir auf Grundlage historischer Fakten und ihrer erfolgten „geschichtlichen“ Rekonstruktion keine Entwicklungsgesetze der Geschichte im Sinne von Naturgesetzen ableiten können.

Dies bedeutet allerdings nicht, dass wir anhand theoretischer Überlegungen keine Hypothesen über erklärungsbedürftige historische Phänomene aufstellen und diese anhand der historischen Fakten überprüfen, also keine gesetzmäßigen Mechanismen zur Erklärung historischer Prozesse oder Zustände und somit zur wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Geschichte heranziehen könnten.

Geschichte ist also nicht natur- oder gottgegeben, sondern allzu menschlich. Und gleiches gilt für die Quellen, die für uns die einzige Möglichkeit sind, in Kontakt zu bereits vergangenen Zeiten zu treten. Mit ihnen sind Intentionen und Sinn verbunden, welche wiederum an ihre jeweilige Gegenwart gebunden sind. Wir erhalten daher kein ungefiltertes Bild von der Vergangenheit, sondern im Gegenteil ein reichlich verzerrtes, entstelltes, mitunter verkürztes oder absichtlich falsches Bild, z. T. mit starkem Rauschen oder blinden

Flecken, nicht selten auch mit komplettem Bildausfall. Wie kann aber die Geschichtswissenschaft eine Wissenschaft sein, wenn ihre Datengrundlage nicht nur manchmal stark gestört oder auch absichtlich manipuliert, sondern unter Umständen komplett unbrauchbar ist? Es ist, meiner Meinung nach, die Kombination von Quellenkritik und Theorieanwendung; die Verknüpfung der kritisch geprüften empirischen Datengrundlage mit einer logisch widerspruchsfreien und überprüfbaren Methodologie.

Die Quellenkritik prüft bekanntlich nicht nur den Wahrheitsgehalt von Quellen, sie fragt nach Entstehungskontext, Entstehungszeit und Entstehungsort, den Zusammenhängen, die zur Entstehung geführt haben, den Intentionen der die Quellen Erschaffenden. Sie fragt nach dem ursprünglichen Zweck der Quellen, aber auch nach ihrer späteren Nutzung, die sich als gänzlich anders erweisen kann. Die Quellenkritik klärt also darüber auf, welchen Aussagewert eine bestimmte Quelle besitzt. Das darf freilich nicht mit dem Erkenntnisgewinn, der aus der Quelle gezogen werden kann, verwechselt werden. Zur Quellenkritik gehört auch ein weiteres Problem, das der Überlieferungschance bzw. des Überlieferungszufalls, wie es Arnold Esch auf den Punkt gebracht hat. Es geht also um die Frage, was alles überliefert wurde, was nicht und warum, ob dies absichtlich geschah oder nicht, ob die Quellen noch in der Form erhalten sind, wie sie ursprünglich entstanden oder ob sie Veränderungen unterzogen wurden. Hier spielt der menschliche Faktor wieder die entscheidende Rolle. Eine höhere Überlieferungschance besaß, was die Zeitgenossen als wichtig erachteten, was besonders war, kurios, anstößig oder von dem man glaubte, dass man es später noch einmal benötigen würde oder man es nachfolgenden Generationen mit auf den Weg geben müsste, im Sinne der eigenen historischen Existenz und Geschichtlichkeit. Echte Überlieferungsabsicht spielt dabei nur

bei Letzterem eine wirkliche Rolle, an die Beschäftigung späterer Historikerinnen dachte man eher selten.

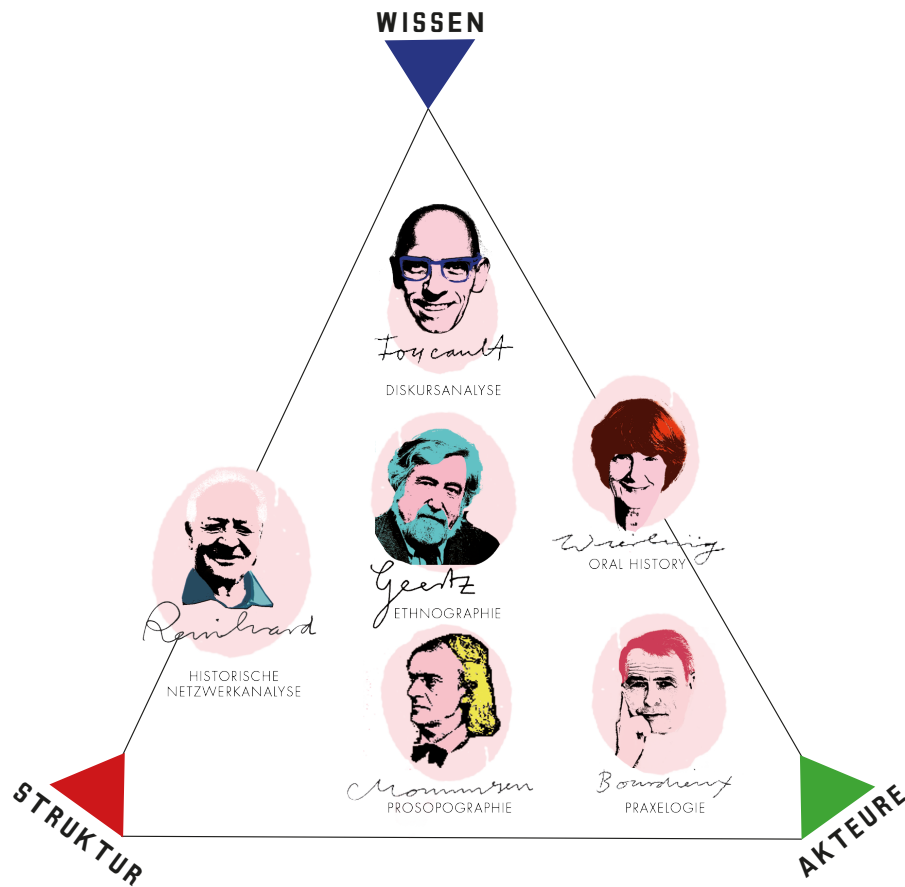
Die fragmentierte Überlieferung der Quellen zwingt die Geschichtswissenschaft zur Theoriebildung. Da wir niemals ein vollständiges Bild von der Vergangenheit erhalten können, müssen wir zwangsläufig hypothetische Annahmen darüber anstellen, wie denn diese Vergangenheit ausgesehen haben mag. So gesehen betreibt eigentlich jede Historikerin während der Beschäftigung mit Material und Forschungsliteratur beständig Theoriearbeit, auch wenn es nur selten offen kommuniziert wird. Ob ich nun annehme, dass Rituale Formen symbolischer Kommunikation darstellen oder man anhand von Flurformen historische Siedlungsprozesse nachvollziehen kann, in beiden Fällen kommt ein mehr oder weniger komplexes Gerüst hypothetischer Annahmen und einer daraus gewonnenen Methodologie zum Einsatz, die forschungs- und erkenntnisleitend sind – mit denen ich ein bestimmtes historisches Problem erklären will. Denn Theorien sind nichts anderes als die Bündelung von (explizit) ausformulierten, logisch widerspruchsfreien Überlegungen und Annahmen (Hypothesen) zu einem bestimmten Untersuchungsgegenstand, den man sich vor Beginn der Sichtung des Datenmaterials über diesen Gegenstand gemacht hat. Etwa auf Grundlage von Erfahrung, von bereits vorhandener Forschung, von bekannten Mechanismen menschlichen Verhaltens, von wirtschaftlichen Zusammenhängen, von kulturellen Prägungen usw. Diesen Annahmen rückt man mit dem zur Verfügung stehenden Datenmaterial zu Leibe, man überprüft also seine eigenen Hypothesen bzw. Annahmen und Überlegungen, behält die, die sich bewährt, verwirft oder modifiziert jene, die sich als falsch erwiesen haben und gelangt so Schritt für Schritt zu neuen Erkenntnissen.

Meiner Ansicht nach spielt daher auch der oft postulierte Gegensatz von „Verstehen“ und „Erklären“ keine Rolle, denn die Geschichtswissenschaft ist ohne Zweifel eine „hypothetisch-deduktive Disziplin“, wenn wir nicht nur deskriptiven Quellenpositivismus betreiben wollen. Es geht, ob das nun bewusst so formuliert wird oder nicht, doch immer darum, warum etwas so (und nicht anders) geschehen oder geworden ist. Ist-Zustände zu beschreiben ist bei der Analyse historischer Phänomene und Probleme nur der erste Schritt. Die eigentliche Leistung der Geschichtswissenschaft ist das Aufzeigen und Erklären von historischen Zusammenhängen. Und dies geschieht, indem unter Bezugnahme auf allgemeine (hypothetische) Annahmen und Mechanismen deduktiv auf das Einzelne geschlossen wird. Zu diesen Annahmen kann die Historikerin aber erst gelangen, wenn sie ihren Stoff und ihre Quellen „verstanden“ hat, nicht in dem Sinne, dass sie die darin geäußerten Wertvorstellungen oder Ansichten teilen, gar übernehmen und unkritisch wiedergeben sollte.

„Verstehen“ bedeutet vielmehr, dass man menschlicher Handlung eine sinnhafte (oft auch absichtsvolle) Komponente zubilligen muss. Menschen schreiben ihrem Leben und Handeln Sinn zu und verhalten sich auch dementsprechend nach verschiedenen Sinnzuschreibungen. Und diese können historisch variieren. Die jeder menschlichen Handlung explizit oder implizit anhaftende Sinnhaftigkeit ist jener Teil des „Verstehens“, neben der Quellenkritik, den die Historikerin zu betreiben hat. Und fragt sie anschließend danach, warum sich die Menschen so und nicht anders verhalten haben, wie es also zustande gekommen ist, dass mit jener Handlung jener Sinn verbunden wurde, ist er über das „Verstehen“ bei der „Erklärung“ angekommen. Hier wiederum kann man nicht beim Einzelfall stehen bleiben, denn der ist ja, wie auch die einzelne Quelle, wenig aussagekräftig, ohne Vergleichsmaßstab, ohne Einordnung, ohne Kontext. Nun setzen überpersonale Annahmen an, die z. B. auf soziale oder wirtschaftliche

Gesetzmäßigkeiten abzielen, um das menschliche Verhalten zu erklären. „Verstehen“ und „Erklären“ schließen sich also nicht aus, sie ergänzen sich vielmehr.

Die durch die Quellenkritik „verstandenen“ Aussagen unserer fragmentierten, zeitgebundenen und subjektiv sinnhaften Quellen können erst über die Anwendung von Theorien systematisiert und methodologisch fruchtbar gemacht, die durch die Überlieferung aufgeworfenen historischen Probleme erst über den systematisierenden, deduktiven Zugang erklärt werden. Dabei ist jeder theoretische Ansatz valide, solange er sich den wissenschaftlichen Kriterien von Überprüfbarkeit und Falsifizierbarkeit unterwirft. Das Kriterium der Brauchbarkeit einer Theorie ist somit ihr Erklärungsgehalt, nicht etwa ihr „narrativer Nutzen“. Auch ist nicht bereits etwas schon dadurch erklärt, indem es erzählt wurde. Erklärt wird erst dann etwas, wenn die aufgestellten Annahmen über bestimmte Wirkungszusammenhänge (Hypothesen) sich im empirischen Test bewährt haben. Für die Historikerin heißt das, mit Reinhart Koselleck gesprochen, dass die Quellen in dieser Hinsicht ein [Vetorecht](#) gegenüber der Theorie besitzen. Theorien dürfen also nicht einfach nur schmückendes Beiwerk auf zwei Seiten Einleitung sein, sondern sie sind erkenntnisleitende Werkzeuge und das heißt: sie müssen operationalisiert werden. Das bedeutet die forschungsleitende Umsetzung der aus einer Theorie gezogenen Annahmen, also der Hypothesen, im Hinblick auf deren empirische Überprüfung anhand des vorhandenen Datenmaterials. Erst die Operationalisierung macht es möglich, dass wir mit einer Theorie Erkenntnisgewinne aus den Quellen ziehen können. Und erst durch Operationalisierung gelangen wir von einer Theorie zur Methode. Das sei für die hier vorgestellten Theorie- und Methodenangebote kurz verdeutlicht. Es geht bei der Analyse historischer Prozesse und den sich daraus ergebenden historischen Tatsachen immer um die Wechselwirkungen zwischen individuellem und kollektivem Wissen,



individuellen und kollektiven Handlungen und den sich daraus ergebenden gesellschaftlichen Strukturen, die wieder Rückwirkungen auf Wissen und Handeln haben. Damit ergibt sich ein breites Spektrum möglicher Untersuchungsgegenstände, die nicht nur in Raum und Zeit, sondern auch in der Untersuchungsperspektive stark

variieren können – von quantitativen Studien über Gruppen, Nationen, Gesellschaften usw. bis zu qualitativen Arbeiten zur Alltags- oder Mentalitätsgeschichte des Einzelmenschen und dessen Einstellungen, Normen, Werten oder Praktiken.

So nimmt die Prosopographie an, über Kollektivmerkmale einer bestimmten Anzahl von Personen spezifische Verhaltensweisen dieser Gruppe aufzeigen bzw. erklären zu können. Andersherum besagt die Praxeologie, aus der Analyse unbewusst ausgeführter Handlungen (Praktiken) Rückschlüsse auf das soziokulturelle oder politische Gefüge einer Gesellschaft schließen zu können, in dem sich diese Praktik abspielt. Die Diskursanalyse geht davon aus, dass es einen funktionalen Zusammenhang von Sprachgebrauch und gesellschaftlichen Strukturen gibt. Die Netzwerktheorie behauptet, dass die persönliche wie institutionelle Verbundenheit von Personen untereinander Auswirkungen auf deren Handeln hat. Die Oral History will zeigen, dass sich große gesellschaftliche Umbrüche in Form von Erinnerungskulturen bei bestimmten Gruppen oder Gesellschaften eingeprägt haben, die durch die mündliche Erzählung zum Vorschein kommen, während die historische Ethnographie durch das möglichst genaue Beschreiben spezifischer Lebensweisen von Gruppen oder Personen gesellschaftliche Strukturen gewissermaßen aus der „Binnenperspektive“ der Beteiligten herausarbeiten will.

Erst wenn ich annehme, dass sich Verhalten und Handeln von Mitgliedern bestimmter Personengruppen über strukturelle Kollektivmerkmale erfassen lassen, durchsuche ich meine (meist seriellen) Quellen nach entsprechenden Kriterien, um diese anschließend zu systematisieren und statistisch auszuwerten, wie in der Prosopographie oder der Netzwerkanalyse. Erst wenn ich voraussetze, dass sich öffentliche Diskurse und funktionaler Sprachgebrauch auf gesellschaftliche und politische Strukturen auswirken, beschäftige ich mich mit entsprechenden narrativen bzw. historiographischen

Quellen, um diese Diskurse zu extrahieren und zu analysieren, wie bei der Diskursanalyse. Doch der Ablauf ist immer derselbe: Erst aus einer bestimmten Fragestellung heraus entwickle ich Annahmen darüber wie ich *a)* diese Frage beantworten kann (Theorien) und *b)* welches Material mir zu Beantwortung meiner Frage nützlich sein wird (Quellen). Aus meinen theoretischen Annahmen leite ich dann ein gewisses Methodeninstrumentarium ab, um meine Fragestellung letztlich zu beantworten (Operationalisierung).

Sicher steht in der Praxis oft der zufällige Quellenfund vor der Fragestellung. Eine günstige Überlieferung wird eher wissenschaftlich bearbeitet als eine schwierige. Doch was nützt mir die beste Quelle, wenn ich keine Fragen an sie habe? Erst durch die Quellenkritik kann der Historiker eine Quelle zum Sprechen bringen, als ein Medium vergangener Zeiten. Zugleich werden auf diese Weise aber Probleme wissenschaftstheoretischer Natur aufgeworfen, die nur über den Theoriegebrauch gelöst werden können, indem zunächst die aus der fragmentarischen Überlieferung aufscheinende Sinnhaftigkeit des vergangenen menschlichen Denkens und Handelns „verstanden“ und anschließend die dahinterstehenden Kausalzusammenhänge „erklärt“ werden. Ohne Quellen kann man keine Geschichte schreiben, aber zugleich zwingen uns unsere Quellen dazu, Theorien und Methoden anzuwenden, um die „Geschichte“ in all ihren Facetten und Verwerfungen überhaupt erst in den Griff zu bekommen.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

HANS ALBERT, *Geschichtswissenschaft als hypothetisch-deduktive Disziplin – Zur Kritik des methodologischen Historismus* (Mannheimer Vorträge 3), Mannheim 2000.

ARNOLD ESCH, *Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers*, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), S. 529–570, wiederabgedruckt in: Ders., *Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart*, München 1994, S. 39–69.

ACHIM LANDWEHR, *Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein: Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung*, in: *WerkstattGeschichte* 61 (2012), S. 7–14.

KARL R. POPPER, *Über Geschichtsschreibung und den Sinn der Geschichte*, in: Ders., *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*, München/Zürich 2003, S. 173–205.

THOMAS WELSKOPP, *Die Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft*, in: *Akteure, Mechanismen, Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*, hg. v. RENATE MAYNTZ, Frankfurt a. M. 2002, S. 61–90.

DOING / WISSEN



MICHEL FOUCAULT

*Alle meine Bücher [...] sind [...] kleine Werkzeugkisten. Wenn die Leute sie öffnen und sich irgendeines Satzes, einer Idee oder einer Analyse wie eines Schraubenziehers oder einer Bolzenzange bedienen wollen, um die Machtsysteme kurzzuschließen, zu disqualifizieren oder zu zerschlagen, unter Umständen darunter sogar diejenigen aus denen meine Bücher hervorgegangen sind...nun, umso besser! **

„Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein.“¹

Perspektiven der Historischen Diskursanalyse

SVEN JAROS M.A. —

WISSENSCHAFTLICHER MITARBEITER AM LEHRSTUHL FÜR MITTELALTERLICHE GESCHICHTE DER UNIVERSITÄT LEIPZIG UND KOORDINATOR IM DFG-PROJEKT „MEDIATION VON HERRSCHAFT AN DEN GRENZEN LATEINEUROPAS IM SPÄTMITTELALTER“
KONTAKT: SJAROS@UNI-LEIPZIG.DE

Die hochgradige Verflorenheit unserer Geschichte rührt daher, daß sie vor einer gewissen, Leben und Bewußtsein tief zerklüftenden Wende und Grenze spielt ... Sie spielt, oder, um jedes Präsens geflissentlich zu vermeiden, sie spielte und hat gespielt vormals, ehemals, in den alten Tagen, der Welt vor dem großen Kriege, mit dessen Beginn so vieles begann, was zu beginnen wohl kaum schon aufgehört hat.

Thomas Mann, Der Zauberberg

Das literarische Werk von Thomas Mann ist voller geschichtsphilosophischer Reflexionen. Das diesem Beitrag vorangestellte Zitat aus der Einleitung des Zauberbergs – begonnen 1913, vollendet 1924 – ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Wie aus der Einführung von Alexander Sembdner hervorgeht, benötigen „Ereignisse“ immer einen gewissen Grad des „Danachs“ um als solche wahrgenommen werden zu können.² Aus der Perspektive Thomas Manns war der Erste Weltkrieg sechs Jahre nach dessen Ende eine besonders eindringliche Zäsur. Besonders spannend ist es, wie er den Grad der „Verflorenheit“ der Zeit vor dem Krieg umschreibt. Diese ist nicht in Jahren zu fassen, sondern durch ihr Geschehen vor dem großen Krieg.

* MICHEL FOUCAULT, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. 2: 1970–1975, hg. v. Daniel Defert und Francois Wald, Frankfurt a.M. 2002, S. 887– 888. ¹ Das Zitat ist dem Titel des fulminanten Essays von Achim Landwehr entnommen. Dieser sei allen Leserinnen wärmstens empfohlen: Die Kunst sich nicht allzu sicher zu sein: Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung, in: WerkstattGeschichte 61 (2012), S. 7– 14. ² Grundlegend hierfür Reinhard Koselleck, Darstellung, Ereignis und Struktur, in: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt a.M. 1979, S. 144–157, hier S. 144– 145.

Der Grad des Vergangenseins wird demnach nicht allein durch physisches Fortschreiten der Zeit definiert, sondern vor allem durch eine menschliche Setzung. Wie wichtig der zeitliche Abstand zur Bewertung von Ereignissen ist, zeigt der Vergleich mit einem Zeitgenossen: Am 2. August 1914 schrieb Franz Kafka in sein Tagebuch: *Heute hat Deutschland Russland den Krieg erklärt. Nachmittags Schwimmschule...*³ Die Geschichte als sinnhafte Erfassung und Bewertung von Vergangenen generiert ihre Dynamik aus dem nicht überbrückbaren Dualismus aus betrachteter Zeit (unerreichbare und unwiederbringliche Vergangenheit) und betrachtender Zeit, also der jeweiligen Gegenwart. Ein Zusammenhang zwischen beiden wird hergestellt durch Setzungen und Sinnzuschreibungen, die wir produzieren.

Diese unterliegen zwangsweise einer Selektion und Interpretation, sind höchst dynamisch und empfängerspezifisch. Die neutrale vergangene Begebenheit *Die Studentinnen haben den Text zum Seminar nicht gelesen* steht dabei immer im Kontext einer sinnhaften Deutung, etwa zur Beantwortung der Frage *Warum nicht?* Empfängerspezifisch wird diese Antwort, wenn man sich unterschiedliche Antworten vor Augen hält, je nachdem ob die Frage der Seminarleiterin oder der Mitbewohnerin gegenüber beantwortet wird.

Es ließen sich weitere – etwas gesamtgesellschaftlichere – Beispiele anführen. Der ambivalente Umgang Russlands mit dem Erbe der Oktoberrevolution im Herbst 2017 zeigt deutlich, wie kontextabhängig solche Setzungen sein können.⁴ Auch die Festlichkeiten anlässlich des 60. Jubiläums der Römischen Verträge im Mai 2017 wären als Beispiel zu nennen. Das in diesem Kontext stets sehr wirkmächtig eingesetzte Narrativ von „60 Jahren Frieden in Europa“ ist hochgradig selektiv, blendet es doch viele enorm bedeutsame militärische Konflikte aus, etwa in Griechenland, Portugal und vor allem Ex-Jugoslawien.

³ Franz Kafka, Tagebücher, Bd. 1: Textband (Franz Kafka. Schriften Tagebücher Briefe. Kritische Ausgabe), Frankfurt a. M. 1990, S. 543. ⁴ Vgl. etwa: Osteuropa 6–8/2017: *Revolution retour. 1917–2017: Vorwärts, und stets vergessen*; Ekaterina Makhotina, *Erinnern und Vergessen: Wie Russland heute der Oktoberrevolution gedenkt*, in: *Russland-Analysen* 343 (2017), S. 2–4.

Die Kritik an solchen Setzungen führt zu der Frage: Was ist sagbar, wie und warum? Bei der Beantwortung dieser Fragen geht es letztlich um Macht, um „Deutungshoheit“ und das führt uns bereits mitten in die Art von Fragestellungen, um die sich „Diskurs“ und „Diskursanalyse“ drehen.⁵ Letztlich sind sie – vereinfacht ausgedrückt – ein Überbegriff für Denkweisen, die den Konstruktionscharakter von Wissensbeständen hinterfragen und die damit zusammenhängenden Prozesse in den Mittelpunkt der Analyse stellen. In intellektuellen und wissenschaftlichen Kreisen ist der „Diskurs“ spätestens seit den 2000er Jahren ein enorm inflationär genutzter Begriff,⁶ der sich in einer Vielzahl von Tagungen und Publikationen bis hin zur feuilletonistischen Ausschachtung niederschlug.⁷ Der populärste – wenn auch bei weitem nicht einzige – Denker hinter dem Diskursbegriff ist sicherlich Michel Foucault, von Haus aus Philosoph, jedoch durch seine Kritik an der in Frankreich vorherrschenden Annales-Schule seiner Zeit auch vielfach historisch arbeitend. Die Einschätzungen über Foucault reichen von *fucking saint* bis hin zu *Rattenfänger*.⁸

Oftmals wird ihm Wankelmut und Schwammigkeit vorgeworfen, wobei gerade dies seinem Selbstverständnis entsprochen haben mag.⁹ Die Hauptstoßrichtungen seiner Forschungen kreisen um die Achsen „Wissen“, „Macht“, „Selbstverhältnisse“.¹⁰ Dabei zeigte er sich durchaus flexibel und reagierte immer wieder durch Variationen seiner Fragestellungen auf seinen eigenen zeithistorischen Kontext.¹¹

⁵ Besonders pointiert wird das Verhältnis von Macht und Diskurs dargelegt in: Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, 10. Aufl., Frankfurt a. M. 2001. ⁶ Vgl. als Überblick etwa den klassischen Sammelband: Hannelore Bublitz u. a. (Hg.), *Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults*, Frankfurt a. M./New York 1999. ⁷ Diese inflationäre Verwendung, gemeinsam mit einer analytischen Unschärfe führten u. a. dazu, dass es in den letzten Jahren ruhiger um die Diskursanalyse geworden ist; was kein Nachteil sein muss. Vgl. Philipp Sarasin, *Diskursanalyse*, in: *Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft*, hg. v. Anne Kwaschik und Mario Wimmer, Bielefeld 2010, S. 53–57, hier S. 53. ⁸ Philipp Sarasin, *Michel Foucault zur Einführung*, 3. Aufl., Hamburg 2008, S. 10 (verfügbar auch in der überarbeiteten Auflage von 2016).

⁹ Beispielhaft hier seine Reflexion über seinen Arbeitsprozess: *Ich versuche, meine Instrumente über die Objekte zu korrigieren, die ich damit zu entdecken glaube, und dann zeigt das korrigierte Instrument, dass die von mir definierten Objekte nicht ganz so sind, wie ich gedacht hatte. So taste ich mich voran und stolpere von Buch zu Buch.*, Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et écrits*, hg. von Daniel Defert, aus dem Französischen von Michael Bischof, Bd. 3, Frankfurt a. M. 2003, S. 522. ¹⁰ Sarasin, Foucault, S. 12. ¹¹ Ein sehr guter Begleiter für die Beschäftigung mit Foucault ist daher die biographisch angelegte Einführung von Philipp Sarasin, die diesen jeweiligen Kontexten und den Auswirkungen auf sein Schaffen Rechnung trägt, Sarasin, Foucault.

Man tut seinem Schaffen daher unrecht, wenn man darin ein festes Instrumentarium wie die Systemtheorie sucht. Auch nach eigener Aussage handelt es sich vielmehr um *kleine Werkzeugkisten*,¹² die intellektuell anregende Räume eröffnen. Im Hinblick auf die Diskursanalyse können diese ungemein fruchtbar gemacht werden, aber nur unter bestimmten Voraussetzungen, die im Folgenden kurz umrissen werden sollen.

1. Die Abgrenzung von feuilletonistischer Verwendung des Diskurs-Begriffes
Während der Begriff „Diskurs“ im Englischen („discourse“) und Französischen („discours“) zur Alltagssprache gehört, war dies im Deutschen lange nicht der Fall. In den letzten Jahrzehnten hat sich dies allerdings geändert: Im medialen und politischen Kontext entwickelte sich der Begriff „Diskurs“ zu einem sehr beliebten Synonym für „Diskussion“.¹³ Einer klaren analytischen Fassbarkeit und Operationalisierung des Begriffes ist dies allerdings wenig zuträglich. Durch den zwischenzeitlichen Hype, den der Begriff auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften erlebte, entstanden eine ganze Reihe von Arbeiten, die sich „Diskurs“ und „Diskursanalyse“ zwar auf die Fahnen schrieben, jedoch herzlich wenig ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Kernanliegen leisteten.

2. Die Wahl der richtigen fachdisziplinären Verortung

Trotz dieser oft schwammigen Verwendung gibt es eine ganze Reihe von Disziplinen,¹⁴ die eine sehr ernsthafte Methodologie um den Diskursbegriff entwickelt haben. Dabei sind Ausgangspunkte vielleicht ähnlich – auch wenn der Foucault'sche Ansatz hier nur eine von vielen Diskursanalysen ist –, aber das was man in der Literaturwissenschaft unter Diskursanalyse versteht, unterscheidet sich doch sehr vom Vorgehen in der qualitativen Sozialwissenschaft oder anderen Disziplinen. Wer sich also mit dem

Konzept auseinandersetzen will, sollte klarmachen, in welche Richtung es gehen soll.

3. Die Notwendigkeit der eigenen methodologischen Präzisierung für die Geschichtswissenschaft

Entscheidet man sich dann für eine Historische Diskursanalyse, muss einem klar sein, dass gerade hier das methodische Vorgehen große Gestaltungsspielräume bietet. Mit anderen Worten, man muss bereit sein, gerade im Hinblick auf die konkrete Analyse ein eigenes methodisches Gerüst zu formen. Transparenz über die Vorannahmen und das Vorgehen sind dabei dringend geboten:

*Denn wenn Diskursanalysen in all ihren Spielarten Anerkennung finden wollen, dann müssen sie sich darum bemühen, den Ruf loszuwerden, eine mehr oder minder ominöse Geheimwissenschaft zu sein, zu der nur Eingeweihte Zugang haben.*¹⁶

Dieser programmatische Aufruf stammt vom Düsseldorfer Kulturhistoriker Achim Landwehr, der den derzeit besten Leitfaden für eine Historische Diskursanalyse verfasst hat.¹⁷ Er leitet die wesentlichen Schritte der Historischen Diskursanalyse von der klassischen Definition des Diskurses nach Foucault ab:

*Diskurs wird man eine Menge von Aussagen nennen, insoweit sie zur selben diskursiven Formation gehören [...] Er wird durch eine begrenzte Zahl von Aussagen konstituiert, für die man eine Menge von Existenzbedingungen definieren kann.*¹⁸

Die diskursive Formation umschreibt das sogenannte Corpus, d. h. alle Aussagen zu einem bestimmten Thema, einer Person, einem Ereignis – kurz gesagt – zu einem Wissensbestand. Wichtig ist

¹² Michel Foucault, Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Bd. 2: 1970–1975, hg. v. Daniel Defert und Francois Wald, Frankfurt a.M. 2002, S. 887–888. ¹³ Vgl. Achim Landwehr, [Diskurs und Diskursgeschichte](#), Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte

¹⁴ Vgl. Johannes Angermüller u. a. (Hg.), Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, 2. Bde., Bielefeld 2014; Daniel Wrana u. a., DiskursNetz. Wörterbuch der interdisziplinären Diskursforschung, Berlin 2014.

¹⁵ Maßgeblich: Philipp Sarasin, Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, Frankfurt a.M. 2003. ¹⁶ Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse, Frankfurt/ New York 2008.

¹⁷ Landwehr, Diskursanalyse, S. 100. ¹⁸ Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 1997, S. 170. ¹⁹ Landwehr, Diskursanalyse, S. 102.

hierbei die Betonung, dass alle Aussagen grundsätzlich relevant sind. Sie bilden das sogenannte „imaginäre Corpus“.¹⁹ Gerade in dieser Offenheit besteht ein großer Reiz der Historischen Diskursanalyse: Wissensbeständen wird personen-, medien- und grenzübergreifend über einen langen Zeitraum nachgegangen. Jedoch sind diese nicht vollständig überliefert, so dass das „virtuelle Corpus“ den „Restbestand aller erhaltenen Beiträge zum Diskurs“ umschreibt.²⁰ Für die jeweilige Analyse gilt es nun, eine repräsentative Auswahl zu treffen, die über einen langen Zeitraum die Grundzüge des Diskurses abbildet. Diese Sammlung bildet dann das „konkrete Corpus“, das der weitergehenden Analyse zugrunde gelegt wird.²¹ Es gilt das Prinzip der „qualitativen Vollständigkeit“.²²

Ist dieses Corpus gebildet, kann begonnen werden, die Kontextualisierung der konkreten Aussagen vorzunehmen. Landwehr²³ differenziert zwischen *situativem, medialem, institutionellem und historischem Kontext*. Berechtigterweise mag man einwenden, dass diese Kontextfaktoren auch schon in der klassischen Quellenkritik Berücksichtigung fanden, wie sie eingangs im Beitrag von Alexander Sembdner umrissen wird. Eine gute historische Diskursanalyse greift darauf auch zurück und nimmt nicht für sich in Anspruch, das Rad neu zu erfinden. Vielmehr überträgt sie die damit einhergehenden Fragen nicht nur auf die Quellen an sich, sondern auf die Aussagen innerhalb der Quellen. Somit steht das Gewordensein und Gemacht-worden-sein von Wissen und damit letztlich die Historisierung des Zwischenbereichs von betrachteter und betrachtender Zeit – die jeweiligen vergangenen Gegenwarten²⁴ – im Mittelpunkt der Analyse.

Ist diese Kontextanalyse abgeschlossen, beginnen die vielen Möglichkeiten der Historischen Diskursanalyse. Landwehrs Leitfaden nennt zwar als folgende Schritte die „Analyse von Aussagen“, die „Analyse von Texten“ und letztlich die „Diskursanalyse“ als Synthese.²⁵ Wie genau diese aber auszugestalten sind, das hängt am Ende doch sehr stark vom Material und der Fragestellung ab. Hier sind quantitative und qualitative sowie auch eine Verschränkung beider Ansätze möglich.

Zusammenfassung

Ich hoffe, deutlich gemacht zu haben, dass die Historische Diskursanalyse – unter bestimmten Voraussetzungen – große Erkenntnispotentiale bietet. Wird sie methodisch belastbar betrieben, gestaltet sie sich in der Corpusbildung enorm aufwändig. In dieser Phase des Sammelns und Reflektierens über das Gesammelte sind die Hauptergebnisse meist noch nicht absehbar. Es ist keinesfalls sichergestellt, dass bei jeder Diskursanalyse vollkommen überraschende oder spektakuläre Ergebnisse entstehen. Vielmehr ist der Lohn des langen Atems, dass man differenziert und belastbar über Dynamiken von Wissensformationen Aussagen treffen kann.

Weiterhin bietet gerade die medienüberschreitende Betrachtung von Aussagen ein großes Erkenntnispotential. Hat sie doch zur Folge, dass die oftmals noch sakrosankte Grenze zwischen „Quellen“ und „Forschungsliteratur“ verschwimmt. Eine Historische Diskursanalyse ermöglicht es, zur Historisierung und Reflexion der Geschichtswissenschaft beizutragen und die Verflechtungen von Fachwissenschaft, Kunst, Literatur und Öffentlichkeit stärker herauszuarbeiten. Um das Lob auf die Diskursanalyse jedoch etwas zu relativieren, sei an dieser Stelle gesagt, dass es auch andere Vorschläge in Richtung einer umfassenden Historisierung der Geschichtswissenschaft selbst gibt, um auf Probleme der historischen Hermeneutik zu reagieren. Genannt sei hier – neben der klassischen und kontroversen Arbeit von Hayden White – etwa der inspirierende Aufsatz von Otto Gerhard Oexle mit Rückgriff auf Max Weber. In der Geschichtswissenschaft sei aber ein gewisser Pragmatismus erlaubt, der es ermöglicht, für das eigene Vorgehen aus mehreren Inspirationsquellen zu schöpfen, einen redlichen Umgang und die Transparenz über das eigene Erkenntnisinteresse vorausgesetzt.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

MICHEL FOUCAULT, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1981.

ACHIM LANDWEHR, *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. / New York 2008.

DERS., [Diskurs und Diskursgeschichte](#), Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte.

²⁰ Landwehr, *Diskursanalyse*, S. 103. ²¹ Ebd. ²² Siegfried Jäger, *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*, 4. Aufl., Münster 2004, S. 205. ²³ Landwehr, *Diskursanalyse*, S. 107–108.

²⁴ Achim Landwehr, *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie*, Frankfurt a. M. 2017. ²⁵ Landwehr, *Diskursanalyse*, S. 10–131.

¹⁵ Maßgeblich: Philipp Sarasin, *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*, Frankfurt a. M. 2003. ¹⁶ Landwehr, *Diskursanalyse*, S. 100. ¹⁷ Achim Landwehr, *Historische Diskursanalyse*, Frankfurt/ New York 2008. ¹⁸ Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1997, S. 170. ¹⁹ Landwehr, *Diskursanalyse*, S. 102.



→ „DIE NEUE KRIEGSANLEIHE MUSS ERFOLGREICH SEIN — sonst ermuntern wir England weiterzukämpfen! Sie kann erfolgreich sein — denn es ist Geld genug im Lande! Und sie wird erfolgreich sein — wenn jeder handelt, als ob von ihm allein alles abhinge!“ – 1915.

Der Diskurs um Kriegsanleihen im Ersten Weltkrieg im Spiegel der Werbeplakate des Deutschen Reiches

TIM FEIND

B.A.-STUDENT DER GESCHICHTE AM HISTORISCHEN SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG
KONTAKT: TIMMACHTGESCHICHTE@GMX.DE

Methode und Themenfindung

Verglichen mit der üblichen Herangehensweise bei der Anfertigung einer wissenschaftlichen Arbeit, entstanden durch die Entscheidung für die Methode zu Beginn des Arbeitsprozesses einige Schwierigkeiten für mich: Es galt, sich sowohl über die Vielseitigkeit des foucaultschen „Diskursbegriffes“ klarzuwerden, als auch ein Forschungsthema zu finden, das sich diskursanalytisch untersuchen ließ. Dem eigentlichen Prozess der Recherche und Verschriftlichung ging also eine zweigleisige Phase der Einarbeitung voraus, deren Verläufe sich im Idealfall immer weiter annähern sollten. Zwar geben moderne Einführungen wie die Achim Landwehrs¹ ein Werkzeug für die Durchführung selbst an die Hand, schaffen jedoch kaum Transparenz im Diskursdschungel. Eine intensivere Lektüre zur Methode selbst war also unerlässlich. Die daraus resultierenden Erkenntnisse über die Charakteristik „diskursiver Formationen“ und ihren verschachtelten Aufbau, nämlich einmal ein allgemeines Gebiet aller Aussagen, dann eine individualisierbare Gruppe von Aussagen und schließlich eine „regulierte Praxis“, die von einer bestimmten Anzahl an Aussagen berichtet, war es, die den Blick letztlich auf den Forschungsgegenstand selbst richtete.²

¹ Achim Landwehr, Historische Diskursanalyse, Frankfurt a. M. / New York 2008. ² Michel Foucault, Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M. 2015, S. 116.

Letztlich blieb ich der Thematik vorangegangener Hausarbeiten treu und wählte einen Forschungsgegenstand im Kontext des Ersten Weltkriegs. Dessen Totalisierung setzte einen gewaltigen Propagandaapparat voraus und machte den Krieg damit zu einer bis zu diesem Zeitpunkt nie gekannten ‚Werbeschlacht‘, sowohl auf nationaler als auch auf internationaler Ebene.³ Während es dabei außenpolitisch für die Kriegsparteien in erster Linie darum ging, ihre jeweiligen Bemühungen vor den neutralen Staaten zu rechtfertigen und sich in einem Kulturkrieg als die überlegene „Rasse“ darzustellen, wurde es innenpolitisch mit zunehmender Dauer immer wichtiger, die für einen Weltkrieg nötigen Mittel zu generieren.⁴ Es überrascht daher nicht, dass die größten Werbekampagnen im Zeitraum von 1914–1918 entweder zum Eintritt in die Armee oder zum Zeichnen von Kriegsanleihen aufriefen. Letztere wurden in fast allen kriegsteilnehmenden Staaten über die gesamte Dauer des Ersten Weltkrieges als Mittel zur Finanzierung genutzt und in regelmäßigen Abständen mit den gleichen Medien beworben. Dieser netzartig angeordnete Quellenpool weist genau jenen *Charakter diachroner Reihung und synchroner Häufigkeit von miteinander verbundenen Aussagen* [auf], der die Diskursanalyse empirisch begründet.⁵ Durch vorangegangene Arbeiten war ich zudem mit dem Kontext vertraut und sah hier die Möglichkeit, meinen Forschungsinteressen vertiefend nachgehen zu können. Zwar wird in der Forschung zum Deutschen Reich auch mit Propagandaplakaten gearbeitet, diese werden jedoch häufig nur exemplarisch herangezogen ohne den dieser Quellengattung inhärenten Diskurs zu berücksichtigen. Die Idee einer allein auf Bildquellen basierenden Diskursanalyse erschien daher besonders reizvoll. Eine flächendeckende Analyse, die alle Hauptkriegsakteure und Quellenarten einschließt, hätte den Rahmen dieses Projekts jedoch gesprengt, weshalb einige Einschränkungen vorgenommen wurden.

³ Michael Jeismann, Propaganda, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz, Paderborn 2009, S. 198. ⁴ Oliver Janz, 14 – Der große Krieg, Frankfurt a. M. 2013, S. 205. ⁵ Landwehr, Diskursanalyse, S. 102.

Mit den Plakaten des Deutschen Reiches wird also nur ein exemplarisch ausgewählter Diskursstrang analysiert, der im Idealfall einen Rückschluss auf den Gesamtdiskurs erlaubt und eine Grundlage für weitere Forschungen bietet.

Das Plakat als Quelle

Da es sich bei den Quellen dieser Arbeit vor allem um politische Plakate handelt, gilt es außerdem, sich ihren grundlegenden Wirkungsanspruch zu vergegenwärtigen und diesen insbesondere bei der Kontextanalyse und Aussagenermittlung zu berücksichtigen. Der Politikwissenschaftler Carl Hundhausen definiert diesen äußerst treffend, indem er Plakate als *in der Öffentlichkeit wirksame visuelle Leitbilder* beschreibt.⁶ Die Bedeutung und der Wert eines politischen Plakates bestehen demnach in seinen öffentlichkeitswirksamen Eigenschaften.

*Plakate dienen einer symbolpublizistischen Werbung (Sichtagitation) die nicht selten aktive Demonstrationen auslösen und fördern soll. Durch politische Plakate werden Machtansprüche angemeldet, Forderungen erhoben, Weltanschauungen vertreten, Ideologien präzisiert und vertieft. Politische Plakate sind Massenführungsmittel, die zum Mit-Meinen und Mit-Handeln aufrufen. Sie bedienen sich bildähnlicher Zeichen und Symbole, die nicht selten aggressiven Charakter haben.*⁷

Des Weiteren ist auch eine Unterscheidung zwischen den einzelnen Plakatformen wichtig. Der Kunsthistoriker Kai Artinger verweist zurecht darauf, dass es zwischen Schrift-, Bild- und Schrift-Bild-Plakaten zu unterscheiden gilt.⁸

⁶ Carl Hundhausen, Über das politische Plakat, in: Politische Kommunikation durch das Plakat, hg. v. Heinrich Spies, Bonn 1975, S. 39. ⁷ Ebd. ⁸ Kai Artinger, Das Politische Plakat – Einige Bemerkungen zur Funktion und Geschichte, in: Die Grundrechte im Spiegel des Plakats 1919 – 1999, hg. v. Klaus Adomeit, Berlin 2000, S. 16.

Diese Einteilung wird in vielen Untersuchungen vernachlässigt, indem sich, bei Erhebung eines Anspruchs auf Allgemeingültigkeit der jeweiligen Arbeit, häufig lediglich auf Bildplakate beschränkt wird.

Korpusbildung und Problematiken

Das virtuelle Korpus der Arbeit besteht aus 314 Plakaten, die über den Krieg in acht Ländern geschaltet wurden. Die Erstellung des Korpus stellte mich jedoch aufgrund der Verteilung der noch erhaltenen Plakate auf verschiedene Archive vor logistische Herausforderungen, denn ein Großteil war nicht über öffentliche Digitalarchive zugänglich. Ein Problem, das sich im Zusammenhang mit einer Reise in die USA jedoch lösen ließ. Die National Library of Congress in Washington D. C. ermöglichte nicht nur den Zugriff auf annähernd alle amerikanischen Werbeplakate, sondern ebenso auf die noch fehlenden europäischen. Für die Arbeit selbst musste der Gesamtbestand jedoch auf ein konkretes Korpus von 64 Plakaten beschränkt werden.

Bei der Erschließung der Plakate traten allerdings einige Schwierigkeiten auf, die allgemeingültige Resultate einer Diskursanalyse hier zumindest fraglich machen: Es ist keineswegs sicher, wie dicht der Bestand aller erhaltenen und recherchierbaren Plakate und somit auch der aller möglicherweise *regelmäßig auftauchenden und funktionstragenden Bestandteile* ist.⁹ Auch lässt sich teilweise nur schwer nachvollziehen, wann die einzelnen Plakate tatsächlich geschaltet wurden. Zwar ist für fast alle archivierten Plakate die Jahreszahl der Erstveröffentlichung dokumentiert, jedoch wurden im Deutschen Reich pro Jahr zwei Kriegsanleihekampagnen durchgeführt, je einmal im März und im September. Sofern der Inhalt eines Plakates also keinen ausdrücklichen Bezug auf eine bestimmte Kampagne nimmt, ist schwer zu beurteilen im Rahmen welcher es zum Einsatz kam. Darüber hinaus wäre denkbar, dass manche Plakate in



→ „HELFT UNS SIEGEN!“
Fritz Erlers Plakat zeigt das Bild eines Frontsoldaten. Der entschlossene Blick ist direkt auf den Betrachter gerichtet. Kein anderes Plakat fand während des Krieges eine solche Verbreitung.

mehreren Werbekampagnen geschaltet wurden. Daher kann die Arbeit sich in ihrer Untersuchung lediglich auf die Jahre der Erstverwendung beschränken, die in den Archiven dokumentiert sind.

Kontextanalyse

Kriegsanleihen waren zur Kriegsfinanzierung insbesondere für das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn von größter Bedeutung, weil diese, anders als die USA und Großbritannien, kaum Gelder durch Steuererhöhung akquirieren konnten.¹⁰ Die Bevölkerung musste kriegsbegeistert bleiben, wenn man auf einen Sieg gegen die zahlenmäßig überlegenen alliierten Truppen hoffen wollte. Zudem waren die Mittelmächte durch ihre geographische Lage und die britische Seeblockade weitestgehend vom interkontinentalen Waren- und Rohstoffverkehr sowie den ausländischen Kapitalmärkten abgeschnitten.¹¹ So kam nur eine Finanzierung über die Direktverschuldung bei der Notenbank in Frage, was später direkt in die Inflation führte, sowie die Beteiligung der Bevölkerung an der finanziellen Last, die in Form von Partizipation am Krieg zugleich zu Propagandazwecken instrumentalisiert werden konnte. Beide Staaten deckten ihre Kriegskosten je zu ca. 60% durch Kriegsanleihen und zu ca. 40% durch Kredite bei der Notenbank.¹² Dies führte zu gravierenden Veränderungen auf dem Gebiet der Propaganda: Herkömmliche Werbeformen, wie Flugblätter, Anzeigen in der Tagespresse und Plakate erhielten neue druckgrafische Gestaltungen, aber auch zahlreiche neue Medien und Methoden wurden erschlossen. So wurde die Printwerbung zum Beispiel auf Genusswarenverpackungen und Postkarten ausgeweitet. Es gab Werbezüge durch die Innenstädte, Bekanntmachungen vor Theateraufführungen, Film- und Lichtbildvorträge sowie „Obmänner“



→ „KAMERADEN ZEICHNET DIE VIIte KRIEGSANLEIHE“ — 1917.
Der „Deutsche Ritter“ mit dem Schwert in der Hand. Im Zusammenhang mit den technischen Schlachten des 20. Jahrhunderts werden Darstellungen dieser Art zu archaisierenden Euphemismen für den Frontsoldaten.

¹⁰ Peter Graf Kielmansegg, Deutschland und der Erste Weltkrieg, Stuttgart 1980, S. 164. ¹¹ Thomas Flemming und Bernd Ulrich, Heimatfront. ZwischenKriegsbegeisterung und Hungersnot – wie die Deutschen den Ersten Weltkrieg erlebten, München 2014, S.107. ¹² Eduard März: Österreichische Bankpolitik in der Zeit der großen Wende 1913–1923, Wien 1981, S. 194 ff. ¹³ Flemming / Ulrich: Heimatfront, S. 111 ff.



→ „BRINGT EUER GELD: HELFT ZUM FRIEDEN, UND DAS GLÜCK KOMMT WIEDER!“ – 1918.

Emotionale Apelle dieser Art sind typisch für das letzte Kriegsjahr. Trotz positiver Formulierung wird dem Betrachter gezeigt, was er bei einer Niederlage zu verlieren droht.

von Werbeverbänden, die Passanten im persönlichen Gespräch für Anleihezeichnungen begeistern sollten.¹³

Das Plakat im Allgemeinen darf als die einschlägigste und flächendeckendste Form der Werbung im Ersten Weltkrieg angesehen werden. Die Historiker Martin Hardie und Arthur K. Sabin, die bereits 1920 eine vergleichende Untersuchung von Kriegsplakaten anstellten, schätzen die absolute Zahl im Krieg verwendeter Plakate auf 20 Millionen.¹⁴ Anders als Filme, Zeitungen und Verpackungen durften Plakate als Medium darauf hoffen, alle zu erreichen, denn sie waren im gesamten öffentlichen Stadtraum präsent und wurden somit nicht nur von ausgewählten Kundenkreisen oder bestimmten sozialen Gruppen rezipiert.

Überhaupt entwickelten Werbeplakate für Kriegsanleihen eine erstaunliche Eigendynamik und verfügten bald über eine eigene Kunstszene. Für einige Anleihen wurden von staatlicher Seite aus Wettbewerbe zur Erstellung von Motiven ausgeschrieben, die mit Ausstellungen der besten Plakate endeten, von denen im Nachhinein auch einige reichsweit geschaltet wurden. So zum Beispiel das des Grafikers Fritz Erler mit dem Titel „Helft uns siegen!“, das in Deutschland bis heute als eines der bekanntesten Bildmotive des Ersten Weltkrieges gilt. Dass dieser neuen Kunstform im Verlauf des Krieges immer weiter der Boden bereitet wurde, lag nicht zuletzt auch am bahnbrechenden Erfolg des Kriegsanleiheprogramms, mit dem niemand gerechnet hatte und der mit dem Kriegsverlauf immer weiter zunahm.¹⁵

¹⁴ Martin Hardie und Arthur K. Sabin, War Posters. Issued by belligerent and neutral nations 1914–1918, London 1920, S. 3. ¹⁵ Flemming/Ulrich: Heimatfront, S. 108.

Aussagenanalyse und Ausblick

In den Werbeplakaten des Deutschen Reiches lassen sich durchaus immer wiederkehrende Aussagen in Form von Anspielungen, Symbolen oder Formulierungen erkennen. So zum Beispiel Referenzen auf mythische Figuren, das Schwert als Waffe oder die Verkörperung von Vorgängen und Vorhaben durch politische Amtsträger. Das unter anderem von Fritz Erler aufgegriffenen Motiv des *immer schönen, deutschen Frontkämpfers*, der in seiner *physischen Unversehrtheit nur noch von seinem starken Willen übertroffen wurde*, ist nur eines von vielen Beispielen.¹⁶ Andere Elemente tauchen hingegen kaum auf. So ist es zum Beispiel überraschend, dass die Faszination des Technischen keine besondere Rolle spielt, war man doch vor Kriegsbeginn darum bemüht gewesen, sich als erfinderisch und industriell überlegen darzustellen.¹⁷ Der Futurismus mit seinem Kult der Maschine hinterlässt in den Plakaten fast keine Spuren.¹⁸

Nur wenige Aussagen werden jedoch konsequent über die vier Kriegsjahre hinweg getragen. Dies ist nicht zuletzt dem für europäische Verhältnisse späten Umstieg auf Bildplakate geschuldet, der zwangsläufig auch die Natur der Aussagen beeinflusst, indem diese visualisiert werden. Jene Aussagen, die innerhalb des Deutschen Reiches jedoch tatsächlich durch den gesamten Diskurs getragen werden, sind demnach – sieht man von der Frakturschrift und der Verwendung der Farben Rot und Schwarz einmal ab – nicht auf bildgrafischer, sondern entweder auf einer sprachlich-transformativen oder rein emotionalen Ebene angesiedelt. So appellieren in jedem Jahr Plakate mit dem Motiv der Verantwortung an das nationale Pflichtgefühl. Dieses wird erst im späteren Verlauf des Krieges noch um das Motiv des Mitleids bzw. des schlechten Gewissens, der Hoffnung auf Frieden und der Angst ergänzt.¹⁹ Es mag sich hier zwar die Form der diskurstragenden Aussagen ändern,

jedoch nicht die Funktion.²⁰ Ein Blick auf die Verteilung lässt hierbei eindeutige Tendenzen erkennen. So treten erst in den letzten beiden Kriegsjahren Plakate auf, die auf die Friedenshoffnung und die Angst der Rezipierenden abzielen. Dies ist bei genauerer Untersuchung nicht weiter überraschend, da derartige Inhalte in der Werbung zu Kriegsbeginn vermutlich eine antimobilisierende Wirkung gehabt hätten.

Die Diskursanalyse scheint jedoch insbesondere unter Rücksichtnahme auf die Plakate anderer europäischer Kriegsteilnehmer durchaus vielversprechend zu sein und birgt ohne Zweifel ein großes Potenzial für die Forschung. Eine Einbettung in den internationalen Kontext, durch eine Untersuchung der Plakate Frankreichs, Großbritanniens, Österreich-Ungarns und Russlands, die auch jeweils alle Plakate über alle Kriegsjahre zu Bewerbung von Kriegsanleihen schalteten, könnte in den einzelnen Ländern einen entscheidenden Beitrag zur Untersuchung von Fremdwahrnehmung im Ersten Weltkrieg leisten. Dabei könnten parallel zu den einzelnen Kriegsjahren auch Ereignisse, die damals im Zentrum der öffentlichen Wahrnehmung standen, als diachrone Bezugspunkte berücksichtigt werden, wie zum Beispiel der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien, die 1916 im Deutschen Reich und Österreich-Ungarn langsam einsetzende Inflation oder der Kriegseintritt der USA. Einer breit angelegten Analyse auf internationaler Ebene ließen sich ebenfalls mögliche wechselseitige Beeinflussungen der Werbestrategien entnehmen.

¹⁶ Anne Lipp, Meinungslenkung im Krieg. Kriegserfahrungen deutscher Soldaten und ihre Deutung 1914–1918, Göttingen 2003, S. 153–155. ¹⁷ Frank Kämpfer, Plakat, poster, affiche, manifesto... Des Weltkriegs große bunte Bilder, in: Bildpropaganda im Ersten Weltkrieg, hg. v. Raoul Zühlke, Hamburg 2000, S. 126. ¹⁸ Ebd. ¹⁹ Ursula Zeller, Die Frühzeit des politischen Bildplakats in Deutschland (1848–1918), Stuttgart 1988, S. 176–177.

²⁰ Landwehr, Diskursanalyse, S. 111.



DOROTHEE WIERLING

*Oral History eröffnet nicht nur den Zugang zu historischer Erfahrung, wie er durch konventionelle Quellen allein nicht gegeben ist, sondern sie eröffnet auch einen Zugang zu den Fragen, Themen und Quellen, mit denen sich Historiker schon immer beschäftigt haben.**

„Mehr als nur ein Interview“ – *Oral History verstehen, anwenden und weiterdenken*

ELISA SATJUKOW M.A.

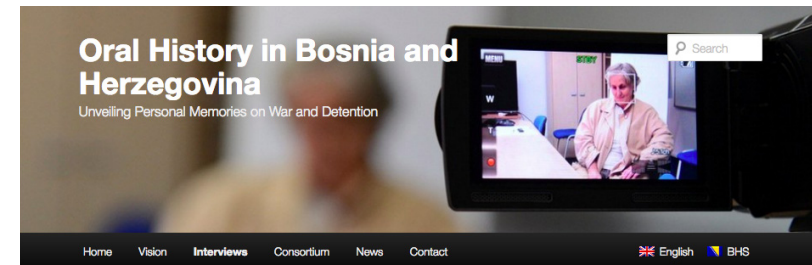
WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN AM LEHRSTUHL FÜR OST- UND SÜDOSTEURÖPÄISCHE
GESCHICHTE AM HISTORISCHEN SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG
KONTAKT: ELISA.SATJUKOW@UNI-LEIPZIG.DE

Beginnen wir mit einer Geschichte. Mit der Geschichte von Iljana Jurić, die 1971 in Doljani, nahe der Stadt Mostar in Bosnien-Herzegowina geboren wurde. Als 1992 der Krieg begann, floh sie gemeinsam mit ihrer neun Monate alten Tochter Megi kurz vor der Belagerung Sarajevos zurück in ihr Heimatdorf. Doljani war zu dieser Zeit mehrheitlich von Kroaten und zu einem Drittel von bosnischen Muslimen bewohnt, der Krieg tobte auf allen Seiten und einen Weg raus gab es nicht. Zu dieser Zeit war Iljana bereits ein zweites Mal schwanger und brachte unter widrigen Umständen ihr Kind zur Welt. Das Leben war mühsam, aber die Familie arrangierte sich so gut es ging. Bis zum Morgen des 28. Juli 1993, als Iljana Schüsse hörte. Soldaten drangen in ihr Haus ein, sie flüchtete, wurde kurz darauf festgenommen und lebte anschließend für sieben Monate mit ihren beiden Töchtern in einem provisorischen Lager. Unterernährt, ohne medizinische Versorgung und unter katastrophalen hygienischen Umständen überlebte sie und fand letztlich Zuflucht im Haus eines Onkels. Doch die Geschichte von Iljana endet hier nicht. Ihr Leben war, wie sie sagt, danach niemals mehr wie zuvor: Der Krieg und die Erfahrung extremer Gewalt haben sich in sie eingeschrieben. Ihr Haus und all ihr Hab und Gut waren niedergebrannt worden, sie selbst und ihre Kinder litten noch Jahre später unter posttraumatischen Belastungsstörungen. Lange

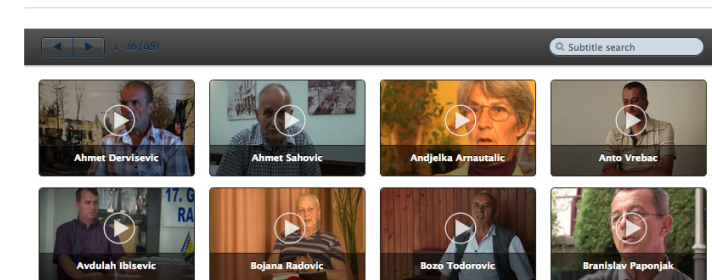
* DOROTHEE WIERLING, Oral History, in: Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81–151, S. 148.

Zeit konnte sie mit niemandem über ihre Erfahrungen während des Krieges sprechen. Damit war sie nicht allein. Bestimmte Erlebnisse, so schreibt die Philosophin und Publizistin Carolin Emcke, sind so entkoppelt von allem, was vorher geschehen ist, dass sie nicht nur die Möglichkeit begrenzen, sie zu beschreiben, sondern schon das Vermögen, sie zu erfassen. Extremes Unrecht und Gewalt stellen eine solche Anomalie dar, sie widersprechen, so Emcke, *jeder unversehrten Welterfahrung*,¹ und stellen damit ein sprachliches Problem dar. Nicht nur, weil sie alles übersteigen, was vorher als Erfahrung zählte, sondern auch, weil sich durch das Gesagte diejenigen, die das Unrecht erlitten haben, absondern von denen, die verschont wurden. Doch wenn es nicht immer wieder Opfer von Gewalt und Unterdrückung gäbe, die die Kraft fänden über das, was ihnen widerfahren war zu sprechen, wäre die Geschichtsschreibung eine der Sieger und der Täter.

Für die Gesellschaften des ehemaligen Jugoslawiens gilt das in gewisser Weise bis heute. Die Kriege der 1990er Jahre haben traumatisierte und bis heute tief gesplante Gesellschaften hinterlassen. Und obwohl es die zivile Bevölkerung war, die am meisten unter den Geschehnissen litt, so dominieren doch bis heute die politischen Eliten das Sprechen über den Krieg. Deren Erzählungen handeln immer von einem Krieg, an dem ‚die anderen‘ Schuld haben; sie kennen fast immer nur diese eine Wahrheit. Ein kritischer Umgang mit der eigenen Vergangenheit findet meist nur unter dem Dach der Arbeit staatsunabhängiger Organisationen statt. Einem solchen NGO-Projekt entstammt auch das Interview mit Iljana, das eines von hundert Videointerviews des Forschungsprojektes *Oral History in Bosnia and Herzegovina. Unveiling Personal Memories on War and Detention* über bosnische Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg und die jugoslawischen Zerfallskriege darstellt. Das Beispiels von Iljana und all den anderen, die den Mut und die Stimme gefunden haben, ihr eigenes Schicksal öffentlich zu machen,



Access to the Interviews



→ [ORAL HISTORY IN BOSNIA AND HERZEGOWINA](#)

¹ Carolin Emcke, Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. 2013, S. 14.

zeigt, wie wichtig eine solche *bottom up*-Geschichtsschreibung für die Erforschung und den Umgang mit der eigenen Vergangenheit ist. Schauen wir nur zurück auf die deutsche Historie, in der es über zwei Jahrzehnte brauchte, bis ein Prozess des Hinterfragens einsetzte, was letztlich in einer umfassenden und bis heute andauernden Aufarbeitung und Erforschung des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust mündete. Es ist kein Zufall, dass sich die Oral History genau in dieser Zeit des gesellschaftlichen Aufbruchs der 1960er und 1970er Jahre aus den USA kommend als Forschungsmethode in der Bundesrepublik etablierte. Als eine ‚Geschichtswissenschaft von unten‘ wollte sie nicht weniger, als den Unterdrückten und den Verstummen eine Stimme zu geben.

52

Entstehungsgeschichte

Als Begründer der Oral History als geschichtswissenschaftlicher Disziplin gilt der Journalist und Historiker Allan Nevins, der 1948 an der Columbia-Universität das Columbia Oral History Research Office gründete. Die frühe Oral History, die in den USA in den 1950er und 1960er Jahren betrieben wurde, fand maßgeblich zum Zweck der Elitenbiografik statt, womit man sich Einblicke in politische Entscheidungsprozesse erhoffte. Nicht zuletzt beeinflusst durch die globalen Protestbewegungen der 1960er Jahre setzte kurz darauf ein Paradigmenwechsel ein, der die Oral History bis heute bestimmt: Sie avancierte zum Instrumentarium einer ‚Geschichte von unten‘. Gesellschaftlich diskriminierten und benachteiligten Gruppen sollte sie eine Stimme geben. Für dieses Anliegen standen in den USA in dieser Zeit vor allem zwei Vertreter: Studs Terkel und Alex Haley. Louis „Studs“ Terkel arbeitete als Radiomoderator in Chicago und befragte seine Zeitgenossen nach ihren Erinnerungen an

die Weltwirtschaftskrise („Hard Times“, 1970), ihren Erfahrungen mit der industriellen Arbeitswelt („Working“, 1974) und über ihre Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg („The Good War“, 1984). Er gilt als Wegbereiter der Oral History. Eine besondere Wirkkraft hatte auch Alex Haleys bis heute populärer Roman „Roots“ (1976) sowie die gleichnamige Fernsehserie über das Überleben von Kunta Kinte und sieben Generationen seiner Nachfahren in der Zeit der Sklavenhaltung in den Vereinigten Staaten. Alex Haley erforschte für den Roman seine eigene Familiengeschichte und regte damit zahlreiche afroamerikanische Einwanderer an, sich ebenfalls mit ihrem biographischen Hintergrund zu beschäftigen. Eine ähnliche Bewegung ‚von unten‘ lässt sich in dieser Zeit auch in Großbritannien beobachten. Paul Thompson, der bekannteste Vertreter und ‚Vater‘ der britischen Oral History, forderte eine Geschichtswissenschaft, die sich *more personal, more social, and more democratic*² zeigte.³ Mit „The Voice of the Past“ legte er 1987 eine erste, methodisch reflektierte Einführung in die Methode der Oral History vor. Seine Forderung nach einer „solidarischen Geschichtsschreibung“ beeinflusste die Verbreitung der Oral History nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa. In Frankreich konstituierte sich die neue Disziplin etwa in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre als Histoire Orale. In der Bundesrepublik wurde die Oral History etwa zur gleichen Zeit populär und etablierte sich im Laufe der 1980er Jahre dann auch an den Hochschulen. Das Anfang der 1980er Jahre begonnene „LUSIR-Projekt“ (Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet, 1930-1960) unter der Leitung von Lutz Niethammer⁴ und Detlev Peukert gilt bis heute als wegbereitend für die deutschsprachige Oral History. Doch die Verbreitung dieser damals revolutionären Methode innerhalb des historischen Curriculums hatte nicht nur einen gesellschaftspolitischen Kontext, sondern auch einen technischen Hintergrund. Oral History heißt übersetzt nichts Anderes als ‚mündliche Geschichte‘. Doch was ist ‚mündliche Geschichte‘?

53

² Paul Thompson, The voice of the past: Oral History, Oxford 1988, S. 265.

³ Dies manifestierte sich nicht zuletzt in der in den 1970er Jahren in Großbritannien entstehenden Bewegung der History Workshops, die später auch als Geschichtswerkstätten in der Bundesrepublik Deutschland Popularität erlangten. ⁴ Lutz Niethammer gehört damit neben Dorothee Wierling und Alexander von Plato zu den Gründervätern und -müttern der Oral History in Deutschland. Letzterer gründete 1993 das „Institut Geschichte und Biographie in Deutschland“ an der Fernuniversität Hagen, zu dem auch ein eigenes Archiv mit einer großen Sammlung von Zeitzeugeninterviews, Tagebüchern, Biographien und Autobiographien gehört. Das publizistische Organ des Institutes stellt die halbjährlich seit 1988 erscheinende Zeitschrift BIOS dar.

Technische Voraussetzungen und Definition einer ‚mündlichen Geschichte‘

Das Sammeln und Verschriftlichen von Berichten zu zurückliegenden Ereignissen hat es schon sehr lange vor der Oral History gegeben. Doch basierten diese Erzählungen damals fast ausschließlich auf über Generationen weitergegebenen, mündlichen Erzählungen, gleichsam auf Narrationen vom Hörensagen. Mit der technischen Erfindung der Tonaufnahme im frühen 19. Jahrhundert wurde erstmals die Voraussetzung für das Interview als Quelle geschaffen. Freilich handelte es sich damals um sehr aufwendige, teure und vor allem zunächst nicht reproduzierbare Verfahren. Dennoch kamen nun vor allem in den USA erste Bestrebungen auf, mündliche Überlieferungen bestimmter Bevölkerungsgruppen zu sammeln und für die Zukunft aufzubewahren.⁵ Sehr viel einfacher wurde das Verfahren dann mit der Erfindung des Tonbandgeräts in den 1930er Jahren. Mit dem Kassettenaufnahmegerät wurde die Tonaufnahme dann auch für ein größeres Publikum preislich erschwinglich, bis dieses von den modernen Aufnahmegeräten abgelöst wurde. Mit dem Siegeszug der Smartphones sind hochwertige Aufnahmefunktionen mittlerweile für ein Massenpublikum stets zur Hand. Wir sehen also, dass das technische Instrumentarium zum Aufnehmen, Abspielen und Archivieren von mündlichen Aussagen eine grundlegende Voraussetzung darstellt und uns darauf hinweist, dass unter dem Begriff der Oral History gleich zwei unterschiedliche Prozesse zu verstehen sind, wie Dorothee Wierling prägnant definiert:

Mit Oral History – wörtlich übersetzt: mündliche Geschichte – ist ein Vorgehen innerhalb der Geschichtswissenschaft bezeichnet, bei dem Erinnerungsinterviews mit ‚Zeitzeugen‘ als historische Quelle dienen. Der Begriff bezieht sich einerseits auf die Produktion dieser Quelle selbst, also

⁵ So nahmen beispielsweise Forscherinnen bereits in den 1890er Jahren Lieder und Geschichten der Native Americans auf. Vgl. Gerhard Henke-Bockschatz, Oral History im Geschichtsunterricht, Schwalbach 2014, S. 23.

*das Interview, zum anderen ihre Aufbereitung und Archivierung, und schließlich die Auswertung dieser Quellen für historische Fragestellungen.*⁶

Als wissenschaftliche Methode ist das Führen von Interviews selbstverständlich nicht von der Oral History erfunden wurden. In der Soziologie, Ethnologie oder Psychologie waren Interviews schon lange eine gängige Forschungsmethode bevor die Oral History als Disziplin entstanden ist. Daher orientiert sich die Art der Interviewführung an der Methode des narrativen Interviews zurückgehend auf den Soziologen Fritz Schütze.⁷ Auf den Prozess der Interviewführung hier im Detail einzugehen würde über den Rahmen dieser Einführung hinausgehen,⁸ daher sei an dieser Stelle nur erwähnt, dass narrative Interviews im Kern aus der erzählerischen Darstellung von Ereigniszusammenhängen bestehen, die von der interviewten Person gänzlich oder teilweise selbst erlebt wurden und nach deren Relevanzkriterien ausgewählt werden. Die Oral History verwendet diese Interviewform, laut Leavy, *in the most open ended way*,⁹ sprich sie öffnet sich im Vergleich zu anderen sozialwissenschaftlichen Methoden am Stärksten für die Erzähldynamiken der Interviewten.

Table 1.1 Qualitative Interview Continuum ¹			
Most Open-Ended		Most Structured	
Minimalist biography interview	Oral history	In-depth interview	Structured interview
¹ I do not include focus group interviews in this comparative discussion of qualitative interviews, as I am focusing on one-on-one methods of interview. Focus group interviews can, however, be conducted along a continuum from very open-ended formats to highly structured formats.			

→ PATRICIA LEAVY, Oral History, Oxford 2013, S. 12

⁶ Dorothee Wierling, Oral History, in: Michael Maurer (Hg.), Aufriß der historischen Wissenschaften. Bd. 7, Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003, S. 81–151, S. 81. ⁷ Julia Oberreis, Geschichte und Konzeptionen, in: Oral History, hg. v. Dies., Stuttgart 2012, S.7–30, S. 18. Vgl. auch Fritz Schütze, Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, 13(3) 1983, S. 283–293. ⁸ Dafür sei an dieser Stelle auf die Handbücher der Qualitativen Sozialforschung verwiesen wie beispielsweise Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr, Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch, 2., korr. Auflage, München 2009. ⁹ Patricia Leavy, Oral History, Oxford 2013, S. 12.

Paradigmenwechsel innerhalb der Oral History

In ihrer Doppelbedeutung als Quellentypus und Methode wurde die Oral History von Beginn an und bis zur Gegenwart kontrovers diskutiert. Insbesondere der Quellenwert von Erinnerung(en) wurde und wird immer wieder angezweifelt. Dass die Oral History sich in den vergangenen sieben Jahrzehnten – nicht zuletzt auch als Reaktion auf die fortwährende Kritik – stark gewandelt hat, veranschaulichen die Historiker Robert Perks und Alistair Thomson, indem sie vier wesentliche Paradigmenwechsel aufzeigen.¹⁰ So setzte nach der *Nachkriegsrenaissance des Gedächtnisses* und den euphorischen Graswurzelbewegungen einer ‚Geschichte von unten‘ bereits in den 1970er Jahren die *post-positivistische Wende* ein, in der die Kritik an der Subjektivität der Quellen und damit der Verzerrung historischer Sachverhalte laut wurde. Als Reaktion darauf entwickelten Oral Historians erstmalig Richtlinien, die die Qualität des Interviews sichern sollten. Ihre selbstkritische Infragestellung führte zu einem grundlegenden Perspektivenwechsel – weg von dem bis dahin geltenden Erkenntnisinteresse des ‚Wie es wirklich gewesen ist‘ hin zu der Verknüpfung von Erinnerung und personaler Identität. Eine wachsende Theoretisierung und Ausarbeitung methodologischer Konzepte brachte jedoch nicht nur Zuspruch, sondern erneut Kritik mit sich, da die Professionalisierung der akademischen Oral History im gleichen Atemzug eine Distanz zu bewährten Praxispartnerinnen im nicht-akademischen Feld führte wie etwa Schulen oder regionale Projekte. Ein weiterer Paradigmenwechsel folgte dann in den 1980er Jahren, insbesondere durch den Einfluss der qualitativen Sozialforschung, der kritischen Anthropologie und der Gender Studies, durch deren Spiegel die Frage nach der ‚historischen Objektivität‘ wieder stärker reflektiert wurde. Dabei

stand nicht nur erneut die Zeitzeugin als „Informationsträgerin“ auf dem Prüfstand, sondern die Auseinandersetzung führte auch zu einer *veränderten Sichtweise auf das Verhältnis von Interviewer und Interviewten*. Im Zentrum dieser Neubestimmung stand die Reflexion der gegenseitigen Einflussnahme, die das Interview als ein kollaboratives Miteinander und nicht als *top-down*-Prozess des ‚Ausfragens‘ versteht. Die *digitale Revolution* brachte den bisher letzten Paradigmenwechsel mit sich, der für die Oral Historians ungeahnte Möglichkeiten in der Aufzeichnung, Archivierung, Katalogisierung, Bearbeitung, Interpretation und Präsentation von Interviews bedeutete. Eine methodische Fortschreibung der Oral History ins digitale Medienzeitalter bringt jedoch auch Herausforderungen mit sich: So mangelt es bis heute noch an verbindlichen Standards in Bezug auf Interviewführung, Archivierung und Datenschutz sowie an einer fundierten Methodologie in Bezug auf die Auswertung des Quellenmaterials, die in den meisten Einführungswerken in die Geschichtswissenschaft bis heute schlichtweg ausgespart wird.

„Das ist aber doch nicht repräsentativ“

Trotz aller geschichtswissenschaftlichen „turns“ der vergangenen Jahrzehnte, die, wie soeben aufgezeigt, auch die Oral History stark beeinflussten, haftet der Vorwurf der Subjektivität der Quellen der geschichtswissenschaftlichen Praxis der ‚mündlichen Geschichte‘ weiterhin beharrlich an. Die Antwort darauf kann nur die folgende sein: Erzählungen über Vergangenes sind ohne Zweifel retrospektive und dynamische Strukturierungen des Erlebten, die zu narrativen Produkten führen. Das Gedächtnis ist kein Datenspeicher für die Wiederholung aufgezeichneter Lebensereignisse, sondern der Mensch versteht, verarbeitet, interpretiert und erinnert diese Ereignisse stets

¹⁰ Robert Perks und Alistair Thomson, *Critical developments: introduction*, in: Dies.: *The Oral History Reader*, 2. Auflage, London/New York 2006 (Orig. 1998), S. 1–13.

im Licht(e) seiner aktuellen Auffassungen und Beurteilungen.¹¹ In den Oral History-Zeugnissen verflechten sich somit autobiographische Selbstthematisierungen mit historischem Bewusstsein. Sie sind damit - wie Diskurse auch - eine fluide Konstruktion von Wirklichkeit, in welcher sich Geschichte repräsentiert und manifestiert.

Objektivierungen solcher historischen Sinnbildungen können wiederum Texte, Denkmäler oder Museen sein. Sie lassen sich dann als ein Konglomerat von Erzählungen verstehen, die viele Menschen betreffen, berühren oder bewegen und auf die sich Gruppen, Generationen und ganze Gesellschaften im Rahmen von Kommunikationsprozessen ‚eignen‘.¹² Im Unterschied zur Biographie eines Individuums produziert die Oral History Geschichten, die, wenn auch in ihren Facetten unterschiedlich, so doch für das Schicksal, die Erfahrungen, Erwartungen und Orientierungen einer Vielzahl von Menschen Gültigkeit besitzen.

Das zeigt uns nicht zuletzt auch die Erzählung von Iljana, die sie nicht nur als Quellendokument überdauern wird, sondern die auch Grundlage für die Arbeit von Historikerinnen sein wird, die Erinnerung an die jugoslawischen Zerfallskriege umfassend aufzuarbeiten.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

DOROTHEE WIERLING, *Oral History*, in: *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7: *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 2003, S. 81–151.
 JULIA OBERTREIS, *Oral History. Basistexte*, Stuttgart 2012.
 PATRICIA LEAVY, *Oral History*, Oxford 2013.

¹¹ Vgl. Jürgen Straub, *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt a. M. 1998, S. 16–18.

¹² Vgl. ebd., S. 85.

A glance into the life-span of Albert Rene's legacy.

An oral history project based on the historical consciousness of students in the Seychelles.

ANNA-LOUISA DOGLEY —
STUDENT OF BA HISTORY AT LEIPZIG UNIVERSITY.
KONTAKT: AD38RYGA@STUDSERV.UNI-LEIPZIG.DE

Introduction

For almost three decades Albert Rene had managed to remain the president of Seychelles. By the time he had left office in 2004, he had been the longest serving head of state in the commonwealth.¹ Alone the fact that Rene had ruled for such an extensive period of time, adds a sense of prominence to his figure. This study in particular focuses on Rene's prominence or possible irrelevance in the historical consciousness of four students. It must be emphasized that instead of collective memory, it is historical consciousness that is the key word throughout this study. These two concepts are not to be confused with each other. Here they are understood in the Funkenstein sense.² He explains that in comparison to collective memory, the essence of historical consciousness does not lie in creating a collective identity or cohesiveness, it is based rather on subjects attempting to understand the past and giving it meaning.³ Therefore, having a historical consciousness is being aware of historical origins. By collecting and interpreting the perspectives and opinions of these students, this study attempts to unravel and understand what they make of the Rene era.

Historical background

In the early morning on the 5th of June 1977, sixty men staged a coup d'état under the orders of France Albert Rene in the Seychelles.⁴ Immediately after the coup Albert Rene's rule began and lasted for 27 years until 2004. His time in office, however, was not at all homogenous. The period immediately after the coup d'état, Rene ruled by presidential proclamation and ordinance until 1979. In 1979 a new constitution was drafted in a way that it was in alignment with the ideologies of one-party state. The new system imposed limits on several fundamental rights. Freedom of association, freedom of speech and press were all restricted for the "general welfare" of the country. President Rene was to be the head of state, commander in chief and had powers beyond the constitution.⁵ Fear and threats of a counter-coups were permanently present and therefore new security measures were put into place. For example, Seychelles' first ever army force was formed and even a People's Militia was created for the purpose of "protecting" the revolution of June 1977.⁶ There were also instances of suspicious political abuses. Political opponents were exiled out of the country with the majority moving to Britain, Australia and South Africa.⁷ Fourteen years later Rene's government had to adapt to changes occurring on the international level. With the wave of democratization in the early 1990's in Africa and as well as internal pressures, Rene was pushed to change the one-party state system into a democracy.⁸ In July 1993 after much debate, the first multi-party general election was held, and Rene won with 59.5 percent of the votes.⁹ The new era of multi-party politics began in the Seychelles. Rene was re-elected again in 1998 and 2001. When considering the length of his rule and the social transformations his government undertook, it is most certainly fair to ask, if Rene left a legacy behind, amongst the

¹ Tim Ecott, *The story of Seychelles*, Seychelles 2015, p. 131. ² Amos Funkenstein, *Collective Memory and Historical Consciousness*, in: *History and Memory* 1 (1989), p. 5–26. ³ Funkenstein, *Collective Memory*, p. 12.

⁴ Marcus Franda, *The Seychelles. Unquiet Islands*, Hampshire 1982, p. 49. ⁵ Franda, *Unquiet Islands*, p. 56ff. ⁶ Kevin Shillington, *History of modern Seychelles*, Oxford 2009, p. 139. ⁷ Franda, *Unquiet Islands*, p. 68. ⁸ Shillington, *History of modern Seychelles*, p. 199. ⁹ *Ibid.*, p. 216.

generation of students today. It is exactly this question that lies in the centre of this research, and this is carried out on a micro level through the oral history method.

Why Oral history?

Kevin Shillington, the only historian who has extensively researched and published material about Seychelles' modern history, has referred to Albert Rene as the founding father of modern Seychelles.¹⁰ My research interest was to some extent to test Shillington's narrative regardless of the limited historiography at hand. The combination of limiting written documents and the search for new perspectives were the two main reasons that proved oral history to be ideal for this research. The aim was to highlight and focus on the individual perspectives of each of the interviewed students. And oral history being the qualitative method that it is, specified for researching individual experiences, opinions, values etc., could not be more suitable to do so.¹¹ Since this research deals with student's perspectives, it was inevitable that the history syllabus was incorporated into the study. The idea behind this was to assess the influence of the institutionalized narrative about Rene on the student's own narratives. Therefore, parallel to the interviews, a closer look was taken at the history curriculum as well as at the historiography about the Rene era, so that the student's narratives could be made more comprehensible. Priority was to understand the narratives collected, explore them and not in anyway transform them into representative theories.

Preparing and conducting the interviews

During the sampling process it was important that the students had some similarities, so that good comparisons could be made with the data gathered. The three main identifiable characteristics amongst them were that, *a)* they had the same history curriculum at school, *b)* they all had the same history teacher in the twelfth grade and *c)* all of them claimed to be interested in history. In total there were four students who participated, and their participation was absolutely voluntary. Coincidentally all the "interviewees" were girls and purposely all from the ages of seventeen to nineteen. By the time Rene left office in 2004, they were only four to six years old. It can therefore be said that they belong to the first generation, who did not consciously grow up under the Rene government. In general, the recruit of participants was made easy through snowball sampling. Basically, beginning with the acquaintances of my friends and ending with total strangers.

Oral history is largely influenced by the interviewees; therefore, it is impossible and unwise to thoroughly plan the interviews beforehand.¹² The open-ended and collaborative approach belonging to the method, may go missing if the interviewer focusses only on getting direct answers relevant to her study. For these reasons whilst planning the interviews and deciding upon questions to ask, I had to keep the possibility in mind that these questions might be answered in unexpected ways and open new contextual dimensions. Listing questions however, provided me with a certain guide to be able to stick to my research interest.

¹⁰ Kevin Shillington, *Albert Rene. The father of modern Seychelles*, Crawley 2014.

¹¹ Patricia Leavy, *Oral History*, Oxford 2013, p. 9.

¹² *Ibid.*, p. 19.

Interpretation and evaluation of the transcripts

After all the interviews were conducted and the audio files had been transcribed, the next step was to evaluate the gathered data. This was done by exploring five categories relevant to the research question and the topics which had been addressed in each interview. And they were; 1) the interviewees' favourite area of interest in history, 2) the interviewees' list of marked events in Seychelles' history, 3) the interviewees' opinions on the teaching of Seychelles' history in schools, 4) the interviewees' sources of knowledge about Seychelles' history and finally 5) the interviewees' personal narratives on the Rene era of Seychelles' history. With the creation of these categories, similarities and differences among the interviewees became more distinct. Identifying repeated opinions amongst them was key for drawing up grounded conclusions.

The first category tackled topics which immediately came to the student's mind, when asked about their favourite topics in history. Out of the four students, three mentioned Hitler and Nazi Germany.

Kellie: *Ok Alevel history, I was fascinated with Europe after dictators. I don't know, but I was really obsessed with these dictators. Especially Hitler, when we started learning about him in S4, I did advanced reading.*^{13 14}

Christie: *Definitely Germany, topics like Hitler and World War 2. I always enjoyed that "(...)"*¹⁵

Serah was the only one who mentioned the League of Nations and the Cold War as her favourite topics.¹⁶ When referring to the syllabus, these are all topics taught under the Cambridge International Education Programme which starts in secondary four (tenth grade).¹⁷ It is highly possible that these students are more interested in the topics

emphasised most at school, like Nazi Germany and Hitler. Both topics are taught intensively not only in secondary four, but also repeated in the A-level course in the twelfth grade.¹⁸

The second area of focus would be the interviewees' list of marked events in Seychelles' history. The aim here was to identify events in Seychelles' history, that the interviewees feel have marked Seychelles' history.

Serah: *The overthrow of government. The coup d'état that happened. The first settlers, the British, when we were longer a British colony. Also, the election, when President Michel became President.*¹⁹

Kellie: *Colonisation, Independence and other events that happened after, like the coup d'état and the one-party state etc.*²⁰

Each of the interviewees mentioned the coup d'état, when asked about marked events in the Seychelles history. It can therefore be concluded that these students are not only to a certain extent aware of this event, but they also perceive as special date in the history of Seychelles.

The third category was the interviewees' opinions on the teaching of Seychelles' history in schools. The aim was to find out how much these students have learned about Seychelles' history at school. And as it turned out, they all emphasized that national history should be taught on a much wider scope.

Christie: *I think there should be more emphasis on it. Because they teach us this in S2–S3, when we are 14 years old. And at that time, you are not, like you are learning. But it won't stick, it would be better if they would widen it more."*(...)"²¹

Liza: *Yes, I think they should do more. Like I think it should be compulsory. You need to know the history of your country. They do not like, like really go deep in it. Like they just give you a cover. Yes. Whereas with Hitler, they*

¹³ To avoid language barriers, all of the interviews were in Creole, the mother tongue of all participants. The transcripts of the interviews were translated in English by myself and the translations recite the contents of the extracts and are not direct word for word translations. ¹⁴ Kellie Orphe, Personal interview, 05 September 2017, p. 11. ¹⁵ Christie Lucas, Personal interview, 19 September 2017, p. 5. ¹⁶ Serah Bonte, Personal interview, 15 September 2017, p. 3. ¹⁷ Ministry of Education and Human Resource Development, [History in the nation curriculum of Seychelles](#), p. 12. & See also Cambridge International Examinations, 2016: [Syllabus Cambridge IGCSE History](#), p. 5. & Cambridge International Examinations, 2016, [Syllabus Cambridge International AS and A level History](#), p. 7.

¹⁸ Ibid. ¹⁹ Serah, Personal interview, p. 5. ²⁰ Kellie, Personal interview, p. 12.

²¹ Christie, Personal interview, p. 16.

*explain it to you deeply. Like what did Hitler do. Like they don't only focus on the good side of Hitler, like they focus on the bad side.*²²

If these students felt they had not learned enough about the national history at school, it was essential to find out where they've obtained their knowledge of the post-independence era. This is why the next category focused on the interviewees' sources of knowledge about the post-independence/Rene era. Apparently, participants' views differed from one another, although, all of them referred to their family as a source of knowledge.

Kellie: *I think family members. Also, teachers I suppose. Also, I also searched for books, and checked the internet. "(...)" I read, I think I read the autobiography of Albert Rene and then I think it was biography of James Mancham, yes "(...)"*²³

Serah: *"(...)" And President Rene, he was more concerned with the people. Everybody loved him, because I can remember when my parents talked about him. They said, he did a lot for Seychelles. Almost every old person says he has done a lot for Seychelles "(...)"*²⁴

To sum it up, it is evident that each of the interviewees addressed the Rene-era in a selective way and emphasized on different aspects relevant to them. However, again one common narrative could be identified in all of the interviews: the perception that Seychelles' history is politically-charged. The two interview extracts below are good examples of this.

Christie: *Well, I have never really. I focused on the things we learned in class, And I wasn't really interested in politics, because our history is mainly political stuffs. So yes, I wasn't really interested in politics, I was rather more interested in the histories of other countries. "(...)" because my father*

*was there during the coup d'état. So, he told us how it happened. "(...)" Well for him, he didn't, I do not think he went out, but my mother I know she stayed in the house. Her, they did not allow her to leave because when these things were happening, the coup d'état, there were guns involved and stuffs of the sort. But I think my dad he was more, more outgoing. He went, he went to see or something. I am not sure.*²⁵

Liza: *Well the history of Seychelles is a twisted story. That's why I like it. Like I like how, like how, it's not, Seychelles does not have a history where you get the full information. I feel like, since I have been doing the history of others. I think Seychelles is the one that has less explanation about its history. Like I feel there is a lot that they are hiding, like there is a lot that is not outside "(...)" You are not supposed to, like you're not allowed to talk about these things at school. Even though it is a topic in class, you do not have right to do so, you can, if the teacher hears you, you can get into trouble. Maybe they won't give you a warning, or a suspension but like you risk getting into the trouble. So at school, the person will be putting herself at risk, to go to the office and get a tell off. So, I do not talk about this at school "(...)" but like at home, like they talk, I get more discussion at home.*²⁶

Conclusion

The study has been an attempt to draw a justified portrait of the historical consciousness of students in Seychelles by including alongside the interviews, history curricula and an intensive research of the historiography. Without generalizing the findings of the interviews but rather analyzing where they might complement each other, and the results showed that the narratives were very much selective and fragmented. Each interviewee focused only on certain aspects of the Rene era and left out plenty of others. Clearly some of these aspects told by

²² Liza Anerphy, Personal Interview, 19 September 2017, p. 15. ²³ Kellie, Personal interview, p. 16. ²⁴ Serah, Personal interview, p. 11.

²⁵ Christie, Personal interview, p. 19. ²⁶ Liza, Personal interview, p. 20.

these students are discussed in the historiography about this period which is a solid confirmation that these students are somehow aware of the Rene era. Interestingly, there was one aspect that came up in each of the interviews. The interviewees saw the Rene era as a sensitive topic that is politically loaded. To them, a blurred line exists between the historical events related to Rene and the politics of today. Is the Rene era in anyway controversial? It cannot be ignored that, Kellie at some point refused to go into details when talking about Rene and Liza felt that she was restricted to talk about these past events at school. Furthermore, the fact that these students felt they had learned much more about Hitler and Nazi Germany than the history of Seychelles, opens up another set of questions. Could there be a trace of coloniality in the history curricula of Seychellois students? As expected this study has fostered further questions and it confirms the necessity for more research in this area.

Reflections on the method

As a bachelor student of history, this study has been an enriching and fulfilling journey with a fair share of challenges. Using the Oral history method for the first time was through and through a trial and error experience. An experience with a series of difficulties, from me having to remind myself constantly that I am exploring subjective narratives rather than historical truths, to me ending up with a worthless audio-taped interview, recorded by the beachside whereby the wind is the only audible narrator. Also, being exposed to so many interesting details during the interviews, made it often impossible to stick to my research's leitmotif. And asking the right questions at all times was certainly not an easy task. Especially if the interviewee was a rather introverted person and remained reluctant from opening up

to me. Nevertheless, a great oral historian is most certainly not born out of the blue. I most definitely made more positive experiences than negative ones and saw new gates to the world of historical research opening up for me. Oral history required me to leave my comfort zone and go beyond the boundaries of researching in libraries and archives. I was forced to contact schools and teachers to get volunteers. I even visited the Ministry of Education in the Seychelles to get access to the syllabus and school books. Most importantly I not only know how to conduct qualitative interviews now, but I am also able to place and interpret the resulting micro narratives into greater macro perspectives. All in all, I am most grateful that the module „Doing history“ allowed me the freedom to choose my topic of interest and handed me the right tools to research it best.

DOING / AKTEURE



CLIFFORD GEERTZ

*Gesellschaften bergen wie Menschenleben ihre eigene Interpretation in sich; man muss nur lernen, den Zugang zu ihnen zu gewinnen.**

Ethnografie. Eine verführerische Methode.

DR. DES. AGUSTINA CARRIZO DE REIMANN

WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN AM LEHRSTUHL VERGLEICHENDE
GESCHICHTSWISSENSCHAFT/IBERO-AMERIKANISCHE GESCHICHTE
AM HISTORISCHEN SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.
KONTAKT: CARRIZO@UNI-LEIPZIG.DE

Der populäre Spruch *der Teufel steckt im Detail* erlangt eine andere Bedeutung, wenn man die (Erfolgs)Geschichte der Methode Ethnografie betrachtet. Seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts ist diese Methode und insbesondere ihre Auslegung von Clifford Geertz bekannt als „Dichte Beschreibung“, zu einer der erfolgreichsten „travelling theories“ in den Sozial- und Geisteswissenschaften geworden. Interessanterweise begann die Ethnologie die Ethnografie in dem Moment in Frage zu stellen, als andere Disziplinen wie die Politikwissenschaft, Legal Studies, Soziologie, Erziehungswissenschaft und die Sozial-, Kultur und Alltagsgeschichte sie als befreienden modus operandi für sich entdeckten. Worin besteht die Anziehungskraft der Ethnografie? Wo liegen die Grenzen dieser Methode? Wie kann sie in der Geschichtswissenschaft produktiv eingesetzt werden? Und was ist eine Ethnografie überhaupt? Ziel dieses Beitrags ist, einen knappen Überblick über die zentralen Aspekte dieser Methode zu geben und Perspektiven der interdisziplinären Verschränkung mit der Geschichtswissenschaft aufzuzeigen.

73

*GEERTZ, CLIFFORD 1983: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M., S. 260.

Kurze Geschichte der Methode

Um die Diskussion zur Wissenschaftlichkeit und Produktivität der Ethnografie besser verstehen zu können, lohnt ein Schritt zurück und ein Blick auf den Anfang dieser Methode. Mitte des 19. Jahrhunderts verfassten Ethnologen – nicht selten im Auftrag der Kolonialregierungen – universale Theorieentwürfe über schriftlose Kulturen noch von ihren heimischen Schreibtischen aus. Als Quellen dienten Texte, Reiseberichte, gesammelte Artefakte und Beobachtungen von Missionaren, Abenteurern, Händlern, Kartographen und anderen völkerkundlich interessierten Laien. Diese Generation ist heute als die der „Lehnstuhlethnologinnen“ bekannt. Erst mit der Wende des 20. Jahrhunderts änderte die Disziplin ihrer Herangehensweise, als die US-amerikanischen und britischen Anthropologen Franz Boas, Alfred C. Haddon, William Rivers und Charles Seligman begannen, mit ihren Studentinnen an langen Expeditionen teilzunehmen, um Daten über die „aussterbenden“, indigenen Kulturen zu sammeln. Obwohl einige Ethnologen – z.B. Frank Cushing und Lewis Morgan – schon 1880 auf die Notwendigkeit von teilnehmenden Beobachtungen hingewiesen hatten, hielten die Pioniere der Feldforschung zunächst Distanz zu den untersuchten Gemeinschaften. Ihre Interaktion beschränkte sich auf Interviews und Umfragen.¹

Erst 1926, dank der Publikation von Bronisław Malinowskis methodischem Postulat, etablierte sich die Feldforschung als Königsweg der Ethnologie. Für den Sozialanthropologen sollte der Aufenthalt im Feld das Ziel haben, *den Standpunkt des Eingeborenen, seinen Bezug zum Leben zu verstehen und sich seine Sicht seiner Welt vor Augen zu führen.*² Dafür musste die Forschende mindestens für ein Jahr mit der untersuchten Gemeinschaft zusammenleben, ihre Sprache beherrschen und am besten den Kontakt zu seiner eigenen Kultur abbrechen.³

Malinowskis systematische Auslegung der ethnografischen Forschungsstrategie trug zur Verwissenschaftlichung der Ethnologie bei. Die posthume Publikation seiner Tagebücher 1967 stürzte ironischerweise das Fach in eine tiefe Krise: In *A Diary in the strict sense of the term* entpuppte sich Malinowski als verzweifelte Person, die sich zur Arbeit zwingen musste, während der Feldforschung Drogen nahm, viel Zeit mit der Lektüre von Romanen und dem Warten auf das Postschiff verbrachte. Mit der Diskreditierung des „Vaters der Feldforschung“ geriet die Autorität des Ethnografen in die Kritik. Im Rahmen der „writing culture debate“ der 1970er Jahren zeigten Vertreter des Faches – unter anderen Johannes Fabian, Clifford Geertz, George Markus und James Clifford – wesentliche Mängel der Methode auf: die Informationsreduktion, die das schriftliche Festhalten von Praktiken mit sich brachte; die bis dahin unreflektierte Autorität des Ethnologen; und die weit verbreitete Tendenz, die Fremdheit der Anderen zu überzeichnen. Diesen Erkenntnissen zufolge, war die Ethnografie eine spezifische Form der Literatur geworden, die, statt empathischem Verstehen, eine Exotisierung vorantrieb und somit mehr über europäische Ängste und Zwänge als über die untersuchten Gemeinschaften verriet. Die Frage nach einer demokratischen, dialogischen Form des Forschens und Schreibens ist bis heute Gegenstand von Debatten innerhalb der Ethnologie.

Was ist eigentlich Ethnografie?

Ebenfalls umstritten ist nach wie vor die Definition dieser Methode. Was wird als „Ethnografie“ bezeichnet? Zum einen ist sie ein Erkenntnisstil. Zum anderen sie eine Kulturbeschreibung. Mit anderen Worten, ist sie gleichzeitig Herangehensweise und Text. Wie kommt das ethnografische

¹ Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, Boris Nieswand, Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz 2013, S. 13–17. ² Bronisław Malinowski, Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea, Frankfurt a. M. 1979, S. 29. ³ Neben den genannten Ethnologen, leisteten die Chicago School und die Alltagssoziologie wichtige Beiträge zu der Entwicklung und Etablierung der Feldforschung als wissenschaftliche Methode. Siehe: Rolf Lindner, Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage, 1. Aufl. Frankfurt a. M. 1990.

Erkennen zustande? Indem die Ethnografin Feldforschung macht. Erving Goffman beschreibt diese Technik wie folgt:

*Sie besteht meines Erachtens darin, Daten zu erheben, indem man sich selbst, seinen eigenen Körper, seine eigene Persönlichkeit und seine eigene soziale Situation den unvorhersehbaren Einflüssen aussetzt, die sich ergeben, wenn man sich unter eine Reihe von Leuten begibt.*⁴

Ziel der Feldforschung ist es nicht nur, Wissen „aus erster Hand“ zu bekommen, sondern auch eine Situation der Begegnung zwischen Forschenden, Akteuren und ihren beiden Wirklichkeiten zu schaffen. Im Wesentlichen handelt es sich dann beim ethnografischen Erkennen um die Verwandlung von Fremdem in Vertrautes und von Vertrautem in Befremdliches. Um eine feine Dialektik zwischen Nähe und Distanz.

Heute beschäftigt sich Ethnografie nicht mehr mit „Ethnien“, sondern mit Erscheinungen des Kulturellen, die sich in situierten Praktiken, in Sprache, in Diskursen, in kognitiven Schemata sowie in institutionellen Strukturen und materiellen Kulturen niederschlagen. Zu diesem Zweck kombiniert die oder der Forschende Beobachtung und Teilnahme mit Interviews und Dokumenten aller Art. Die Nutzung von verschiedenen Datentypen bezweckt nicht, die Komplexität des beobachteten Phänomens zu verringern. Ganz im Gegenteil: Sie soll verschiedene Blickpunkte offenlegen, um dadurch die Verfremdung von wichtigen Konzepten möglich zu machen.

In seinem berühmten Werk *Dichte Beschreibung* stellt Clifford Geertz fest: *‘Was macht der Ethnograf?’ Antwort: er schreibt. Auch diese Entdeckung mag nicht sonderlich aufregend erscheinen [...]. Da jedoch die stehende Antwort auf unsere Frage lautet: ‚Er beobachtet, er hält fest, er analysiert‘.*⁵ Die detailreiche analytische Kulturbeschreibung soll implizites Wissen, auch das der materiellen Kultur, zur Sprache

bringen und seine Strukturiertheit identifizieren. In Anlehnung an den Philosophen Gilbert Ryle, unterscheidet Geertz zwischen „dünnen“ und „dichten“ Beschreibungen. Im Gegensatz zu Ersterem verknüpft Letztere verschiedener Abstraktionsebenen: die Ebene der Empirie – also das, was die Menschen tun und sagen –, die Ebene der Bedeutung des Handelns in einem spezifischen Kontext und die zugrundeliegenden Metanarrative, die mehr oder weniger bewusst das Tun und Sagen der Menschen bestimmen.



→ EIGENE DARSTELLUNG DER ETHNOGRAFISCHEN BESCHREIBUNGS- UND INTERPRETATIONSPROZESSES.

⁴ Erving Goffman, Über Feldforschung, in: Kommunikative Lebenswelten, hg. v. Hubert Knoblauch, Konstanz 1996, S. 261 – 269, S. 263. ⁵ Clifford Geertz, Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a. M. 1983, S. 28–29.

Sinn und Zweck der interpretativen Ethnologie⁶ ist nach Geertz

*aus einzelnen, aber sehr dichten Tatsachen weitreichende Schlussfolgerungen zu ziehen und vermöge einer präzisen Charakterisierung dieser Tatsachen in ihren jeweiligen Kontext zu generellen Einschätzungen der Rolle von Kultur im Gefüge des kollektiven Lebens zu gelangen.*⁷

Dies geschieht durch die Analyse von Fällen. Was sind Fälle? Sie sind relevante Situationen, Ereignisse, Aktivitäten, Personen, Interviews, Beschreibungen, Darstellungen von Räumen, Techniken oder Dokumente. Und wie stellt man fest, dass sie „relevant“ sind? Die Bedeutung der verschiedenen Daten hängt nicht zwingend von ihrer Repräsentativität ab, sondern auch von ihrer intellektuellen Produktivität, d.h. von ihrer Fähigkeit Erkenntnisse, neue Perspektiven und Generalisierungen über das untersuchte Phänomen liefern zu können. So können z. B. Ausnahmen von großer Bedeutung für eine Analyse sein, da sie durch Kontrast die zugrundeliegende Logik der Normalität verdeutlichen.

Die Ethnografie ist oft aufgrund ihrer *methodischen Anarchie*⁸ in die Kritik geraten. Die geringe Systematik, die Offenheit und Prozesshaftigkeit, die das ethnografische Feldforschen kennzeichnen, erschweren die Überprüfung der Erkenntnisse, die auf eine doppelte Weise hochgradig subjektorientiert sind.⁹ Demzufolge ist die Ethnografie nicht repräsentativ. Sie eignet sich daher nicht für die Untersuchung von abstrakten Größen wie „Staat“, „Nation“ oder für die Herleitung von allgemeinen Gesetzen.¹⁰ Somit schließt sich die Frage an: Kann eine dichte Beschreibung überhaupt zur Bildung von sozialwissenschaftlichen Theorien beitragen? Und, umgekehrt, welche Rolle soll die Theorie für die Ethnografie spielen? Schon für die Eingrenzung des zu untersuchenden Phänomens werden Theorien, Theoreme und Konzepte als Denkwerkzeuge eingesetzt. Aufgrund der interpretativen und

⁶ Geertz Ansatz geht von einer semiotischen Definition von Kultur aus, wonach diese einen Text oder eine selbst gesponnene Bedeutungsgewebe bildet. Die Handlungen von Menschen weisen über sich hinaus auf weitreichende Bedeutungszusammenhänge. Dichte Beschreibungen sollen mithilfe der Kontextualisierung diese „lesen“. Ebd., S. 9. ⁷ Ebd., S. 40. ⁸ Breidenstein u.a., *Feldforschung*, S. 38. ⁹ Siehe Peter Wogan, *Deep Hanging Out, Reflections on Fieldwork and Multisited Andean Ethnography*, *Identities* 11 (1), 2004, S. 129–139. ¹⁰ Siehe z.B. Martyn Hammersley, *What's Wrong with Ethnography? Methodological Explorations*, London 1992.

mikrosoziologischen Natur der Ethnografie scheinen sich nicht viele Konzepte für diese Aufgabe anzubieten. Entweder weil sie in ihrer Abstraktion zu spezifisch sind oder weil sie sich auf eine idealtypische Vorstellung der westlichen Moderne beziehen und damit andere kulturelle Erfahrungen ausblenden. Anders als Universaltheorien, die allumfassende, zeitlich und räumlich allgemeingültige Thesen postulieren, erweisen sich Theorien mittlerer Reichweite als besonders hilfreich. Zeitlich und räumlich begrenzt gültige Konzepte ermöglichen es, die Bedeutungsstrukturen eines empirischen Falles herauszuarbeiten, ohne diese von ihrem Kontext komplett loszureißen oder zu normalisieren.

Ethnografie im Archiv

Trotz ihrer Grenzen ist die Ethnografie für andere Disziplinen „eine verführerische Methode“¹¹ geblieben. Auch für die Geschichte. Für die Historikerin Christiane Hämmerling erweist sich das *empfindend-verstehende Nacherleben*¹² als besonders produktiv für die Erforschung von den sozialen Praktiken der Geschichts-, Wissens- und Traditionsproduktion. Das persönliche Aufsuchen von Lebensräumen ist aber gezwungenermaßen in die Gegenwart eingebettet und dementsprechend für die Geschichtswissenschaft nur bedingt einsetzbar. Trotzdem gilt: auch wenn die direkte Interaktion mit den Akteuren ausfällt, kann die im Archiv forschende Historikerin eine „dichte Geschichte“ verfassen. Mithilfe „dichten Einsichtnahmen“ von „spezifischen sozialen Logiken und der anthropologischen Selbstkritik“¹³ kann die Forschende zur Dezentrierung bisheriger Perspektiven beitragen. Konkrete Strategien wie die Kombination von Quellengattungen, die Benutzung der ersten Person Singular und das direkte Zitieren der Quellen im Text können die Multiperspektivität, die die ethnografische Erzählung charakterisiert,

¹¹ Christiane Hämmerling, *Teilnehmende Beobachtung in der historischen Forschungspraxis*, in: *Zugänge zur Zeitgeschichte: Bild - Raum - Text. Quellen und Methoden*, hg. v. Lisa Spanka, Julia Lorenzen und Meike Haunschild, Marburg 2016, S. 273–315, S. 273. ¹² Ebd., S. 277. ¹³ Alf Lüdtke, *Einleitung: Herrschaft als soziale Praxis*, in: *Herrschaft als soziale Praxis. Historische und sozial-anthropologische Studien*, hg. v. Dems., Göttingen 1991, S. 21.

vermitteln. Die Problematisierung der Dialektik von Fremdverstehen und Eigeninterpretation ist eine Bedingung für die Anerkennung der kulturellen Relativität von Werten und Wissensformen sowie für die Identifizierung der Machtbeziehung, die hinter dem Akt der Deutung steckt.¹⁴

Zusammenfassend bezeichnet man als Ethnografie einen erfahrungsgestützten, akteurzentrierten Erkenntnisstil und eine mikrosoziologische, analytische Kulturbeschreibung. Ziel ethnografisch arbeitender Forschenden ist, Formen der sozialen Interaktionen und Bedeutungszuschreibungen innerhalb einer konkreten Situation, Szene oder Gemeinschaft, auf Grundlage von Beobachtungen und Erfahrungen zu identifizieren und zu beschreiben, um schließlich die impliziten Ordnungen des Tuns und Sagen herauszuarbeiten. In der Geschichtswissenschaft eignet sich die teilnehmende Beobachtung für die Erforschung der folgenden Bereiche: Geschichtsdidaktik, Aushandlungen von historischen Ereignissen und Familiengeschichten, Museums- und Ausstellungswesens, mediatisierte und fiktionale Ausarbeitungen der Vergangenheit und ihre Rezeption, sowie mediale Alltagskulturen, wie z.B. Timelines in sozialen Netzwerken.¹⁵ Als Kulturbeschreibung weist die Ethnografie einen Eigenwert durch die Erschließung neuer Felder auf. Sie kann auch die Erarbeitung einer neuen Perspektive auf einen vertrauten Gegenstand zum Zweck haben und sogar einen Beitrag zu theoretischen Innovationen leisten. Mithilfe ihres befremdenden Blicks ist die Ethnografie stets bemüht, selbstverständliches Wissen, Theorien und Konzepte herauszufordern. Geertz bemerkt diesbezüglich:

Das Wichtigste an den Ergebnissen des Ethnologen ist ihre komplexe Besonderheit, ihre Umständlichkeit. Es ist diese Art Material "[...]" das den gigantischen Begriffen, mit denen es die heutige Sozialwissenschaft zu tun hat – Legitimität, Modernisierung, Integration, Konflikt, Charisma, Struktur, Bedeutung – jene Feinfühligkeit und Aktualität verleihen kann, die man braucht,

*wenn man nicht nur realistisch und konkret über diese Begriffe, sondern – wichtiger noch – schöpferisch und einfallsreich mit ihnen denken will.*¹⁶

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

JOHN L. COMAROFF, JEAN COMAROFF, *Ethnography and the historical imagination*, Boulder u.a. 1992.

NICHOLAS B. DIRKS, *Is Vice Versa?* Historical Anthropologies and Anthropological Histories, in: *The historic turn in the human sciences*, hg. v. TERRENCE J. MCDONALD, Ann Arbor 1996, S. 17–50.

CLIFFORD GEERTZ, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1983.

¹⁴ Ute Daniel, *Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt a. M. 2001, S. 235. ¹⁵ Hämmerling, *Teilnehmende Beobachtung*, S. 281.

¹⁶ Geertz (1983), S. 33–34.

Zwischen Angst und Hoffnung.

*Eine polnische Zwangsarbeiterin am Ende
des 2. Weltkriegs im Oderraum.*

LUKAS VOGEL

STUDENT IM B.A.-STUDIENGANG GESCHICHTE AM HISTORISCHEN
SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.
KONTAKT: LUKAS_VOGEL@GMX.DE

82

Staatliche Umbrüche gab es viele und keiner geschah, ohne Spuren in der betroffenen Gesellschaft zu hinterlassen. Ausgangspunkt dieses Projekts ist die Neuordnung Polens nach dem 2. Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung eines in dieser Zeit weit verbreiteten Gefühls, und zwar der Angst. Diese, so zeigt der polnische Historiker Marcin Zaremba in seiner Monografie „Die Große Angst“,¹ war für das Polen der Nachkriegszeit prägend und trat auf die unterschiedlichsten Weisen zutage. Dementsprechend spürt er ihr in seinem Werk nach und bringt sie mit verschiedenen gesellschaftlichen Entwicklungen und Phänomenen in Zusammenhang. Mit diesen Überlegungen im Hinterkopf war es Ziel, anhand eines Erinnerungsberichts die Erlebnisse der Autorin, einer ehemaligen polnischen Zwangsarbeiterin im Dritten Reich, unter Zuhilfenahme der Emotionsgeschichte auf das von ihr ausgedrückte Gefühl der Angst hin zu betrachten, mit der Frage, wie sich dieses auf sie auswirkte. Der Bericht behandelt die Zeit am Ende des 2. Weltkriegs, von Februar bis Sommer 1945 und ist in Ostbrandenburg und Niederschlesien angesiedelt. Er wurde im Rahmen eines Wettbewerbes für *die besten Memoiren der Neuansiedler in Nord- und Westpolen* eingereicht, der 1957 vom Westinstitut ausgeschrieben wurde.²

¹ Marcin Zaremba, *Die Große Angst. Polen 1944–1947. Leben im Ausnahmezustand*, Paderborn 2016; Marcin Zaremba, *Wielka Trwoga. Polska 1944–1947. Ludowa Reakcja na Krysis*, Kraków 2012, je nach Verfügbarkeit wurde während des Schreibprozesses sowohl die polnische Originalversion, als auch die deutsch Übersetzung genutzt. ² Vgl. Halicka, „Mein Haus an der Oder“. Erinnerungen polnischer Neusiedler in Westpolen nach 1945, Paderborn 2014, S. 29.

Die Theorie hinter der Herangehensweise bildet die Methode der Ethnographie in der Ausführung einer „dichten Beschreibung“ nach Clifford Geertz.³

Diese hat zum Ziel, *aus einzelnen, aber sehr dichten Tatsachen weitreichende Schlussfolgerungen zu ziehen und vermöge einer präzisen Charakterisierung dieser Tatsachen in ihrem jeweiligen Kontext zu generellen Einschätzungen der Rolle von Kultur im Gefüge des kollektiven Lebens zu gelangen.*“⁴

Am Anfang steht also eine detailreiche Beschreibung, eine Empirie der beobachteten Handlungen. Geertz vertritt einen semiotischen Kulturbegriff, der Kultur als selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe versteht, wonach man in der Analyse eines Fallbeispiels suchen kann.⁵ Dabei ordnet man die Handlungen und das Gesagte der beobachteten Akteure in den spezifischen Kontext der Situation ein. Es ist jedoch für die dichte Beschreibung nötig, diese Erkenntnisse mit einer weiteren Ebene zu verknüpfen und sie auf die der implizierten Logik zu heben, also diejenige Denkweise zu bestimmen, die das Tun und Sagen der Menschen mehr oder weniger bewusst beeinflusst. Es ist das Ziel der analytischen, detailreichen Kulturbeschreibung dieses implizierte Wissen der Akteure herauszuarbeiten.

Dafür werden relevante Einzelfälle, wie der hier bearbeitete Erfahrungsbericht von Janina Jagodzińska,⁶ beschrieben. Durch die Analyse ihrer Besonderheiten wird versucht, neue Erkenntnisse zu gewinnen. Jene müssen somit nicht repräsentativ sein, sondern können auch Ausnahmen darstellen, auch darin lässt sich wieder die Normalität der untersuchten Kultur finden. Dadurch sind sie stark an die Empirie gebunden, wodurch die erreichte Allgemeinheit nicht in der Höhe der Abstraktion, sondern in der Genauigkeit der Einzelbeschreibung liegt.

83

³ Clifford Geertz, *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, Frankfurt a. M. 1983. ⁴ Ebd. S. 40. ⁵ Vgl. Ebd., S. 9. ⁶ Janina Jagodzińska, *Gewaltsame Befreiung*, in: „Mein Haus an der Oder“. Erinnerungen polnischer Neusiedler in Westpolen nach 1945, hg. von Beata Halicka, Paderborn 2014, S. 131–145.

Das betont die räumliche oder zeitliche Begrenztheit der Betrachtung, was die Bildung weitreichender Theorien praktisch unmöglich macht. Für die Ethnographie sind daher Theorien mittlerer Reichweite besonders produktiv, die eine kontextgebundene Erkenntnis über die Bedeutung der beschriebenen Situation herauskristallisieren können, um dann später mit *besseren Kenntnissen und Begriffen ausgerüstet* tiefer in diese eindringen zu können.⁷

Daran anknüpfend wird deshalb erst auf verschiedene im Text der Quellen beschriebene Phänomene eingegangen und geklärt, „was?“, „warum?“ und „auf welche Weise?“ Angst erzeugte, um später die „Große Angst“ in ihrer Bedeutung für diese Zeit betrachten, bewerten und dadurch die Normalität erfassen zu können, in der sie das Handeln und Denken formte. Sie kann somit als Faktor für die Erklärung darauffolgender Ereignisse aufbereitet werden und es können spezifisch polnische, aber auch allgemeine Elemente der Nachkriegszeit und Neuordnung der Gesellschaft herausgearbeitet werden. Am Ende möchte ich mich aber auch noch der Frage widmen, ob und inwieweit mir diese in der Geschichtswissenschaft nicht ganz so übliche Betrachtung gelungen ist.

In den Erinnerungen Janina Jagodzińskas geht es um ihre Befreiung aus der Zwangsarbeit im ostbrandenburgischen Grabkow/Grabków und ihre darauffolgende Reise durch das kürzlich durch die Rote Armee besetzte Niederschlesien. Zu Beginn ihrer Erinnerungen hatte sie noch die ostpolnische Heimat der Autorin und ihres sie begleitenden Verlobten zum Ziel, jedoch endete sie bereits in der Nähe des damals noch umkämpften Glogau/Głogów. Dort wurden die beiden zusammen mit ihren Mitreisenden von Rotarmisten aufgegriffen und zur Arbeit auf einer sowjetischen Armeesowchose gezwungen. Im Laufe der Zeit erfuhren sie, dass sie nicht in ihre alte Heimat zurückkehren konnten. Stattdessen blieben sie nach Ende des Krieges dort,

um sich einen Bauernhof aufzubauen. Schon während ihrer Befreiung gab es Übergriffe durch plündernde Rotarmisten auf die ehemaligen Zwangsarbeiter und Janina Jagodzińska konnte selbst mehrmals nur knapp einer Vergewaltigung entkommen. Während der Arbeit auf der Armeesowchose änderte sich die Situation kaum und an einem Tag gab es während des Pflügens einen Zwischenfall, bei dem ein sowjetischer Aufseher dem Verlobten mit der Pistole drohte, weil diesem *etwas nicht* [gefiel].⁸ Am Abend ließ der besagte Verlobte seinem Ärger freien Lauf:⁹

[er] *fluchte sehr und sagte: ‚Das ist mir grad eine Befreiung, besser wäre es, wir wären weiter in Deutschland statt hier so zu leiden.‘ So hatten wir mit Mühe und unter viel Geschrei Kartoffeln auf zwei großen Feldern eingepflanzt und die Russen sagten uns, dass sie uns schon beibringen würden, wie man in einer Kolchose arbeitet. Wir alle hatten irgendwie Angst vor diesen Kolchosen.*

Ein wenig später, nachdem die beiden einen Hof bekommen hatten, erzählt der Bericht von der ersten Ernte und den damit verbundenen Schwierigkeiten, da ihnen Gerät und Tiere fehlten. Nachdem der Verlobte mit einem Freund zusammen selbst einen Traktor zusammengebaut hatte, wurde dieser kurze Zeit später für den nahegelegenen Gutshof von offizieller Seite konfisziert. Trotz der geschilderten Schwierigkeiten kommt der Optimismus der folgenden Jahre – im Gegensatz zu der im restlichen Bericht in verschiedenen Situationen durchgängig ausgedrückten Angst – besonders durch.

Diese oben zitierte Szene wirft die Frage auf, wie es möglich ist, dass sich Janinas Verlobter nach seiner eigentlichen Befreiung wieder so einen Zustand wie dem der Zwangsarbeit in Deutschland zurückwünschen kann? Was, außer körperlichen Misshandlungen und Ausbeutung auf der Armeesowchose, welche er ebenfalls unter deutscher Gefangenschaft

erlebt hatte, bringt ihn zu so einer drastischen Aussage? Um dieser Frage im Kontext der Angst nachzugehen und insbesondere das Weiterleben dieser nachzuvollziehen, sollen in den Überlegungen zwei Grundannahmen der Emotionsgeschichte mitgedacht werden:¹⁰ Zum einen sind Emotionen *geschichtsmächtig*, prägen und beeinflussen also das Handeln historischer Akteure und Gemeinschaften. Sie sind aber auch *geschichtsträchtig* und somit nicht konstant, sondern von vielen Faktoren abhängig und ändern sich im Laufe der Geschichte, womit Bewertung, Ausdruck und Objekt der Gefühle jeweils wandelbar ist.¹¹ Im Falle der Angst bedeutet das, dass sie erst erlernt werden muss und somit von kultureller und persönlicher Erfahrung abhängig ist.¹²

86

Dabei ist der Einfluss der Rotarmisten sowohl auf die Autorin als auch auf viele andere Polen, die mit den Soldaten in Kontakt kamen, zu beachten. So sind die im Bericht beschriebenen Kontakte mit diesen von den zu der Zeit weit verbreiteten Phänomenen Plünderung, Vergewaltigung, körperlicher Gewalt und dem Zwang zu Arbeitsdiensten für die Rote Armee geprägt. Hinzu kommt der gesellschaftliche Kontext eines zum Teil aus der Zwischenkriegszeit stammenden Antikommunismus und einer ablehnenden Haltung gegenüber Russland, sowie die Ungewissheit der Zukunft, die mit vielen existenziellen Fragen behaftet war. So war es besonders für Janina Jagodzińska und ihren Verlobten die Angst vor Kolchosen, die stark mit dem Antikommunismus und der Ungewissheit der Zukunft im Zusammenhang stand.

Da ein Großteil der Situationen, die im Bericht mit Angst beschrieben werden durch das Verhalten der Rotarmisten hervorgerufen wurden und man sagen kann, dass sie dabei einen großen Raum mit ihrem Auftreten prägten und eine flächendeckende Angst hervorriefen, kann man diese als *geschichtsträchtig*, also ein eine Zeit und einen Raum bestimmendes, somit auch erlerntes, Gefühl nennen. Jede

geschichtsträchtige Emotion ist im Umkehrschluss aber auch wieder *geschichtsmächtig*. Dies drückte sich in diesem Untersuchungsbeispiel so aus, dass die Autorin ständig vor möglichen Übergriffen auf der Hut war und sich vor fast allem fürchtete. So ist die oben beschriebene Situation auch in der ausgedrückten Angst vor den Rotarmisten zu sehen.

Jedoch spielten auch die oft von den sowjetischen Soldaten angekündigten Kolchosen und die damit verbundene Zwangskollektivierung eine Rolle. Die Angst davor erfasste einen Großteil der polnischen Bauern, auch wenn davon auszugehen ist, dass sie vor allem durch Erzählungen und Gerüchte genährt wurde, sich also nicht auf konkrete Erlebnisse stützte. Zaremba stellt dazu fest, dass *im Angesicht der auf polnischen Boden einrückenden Roten Armee die polnischen Bauern [...]ein Recht [hatten] sich zu fürchten*.¹³ Dies drückt die Kombination und das Ineinandergreifen mehrerer Angstfaktoren aus. Zurückkommend auf das Zitat des Verlobten ist es also sowohl die Furcht vor den Rotarmisten, als auch die Sorge unter den anscheinend schlechten, in seiner Sicht wahrscheinlich mit denen auf der Armeesowchose vergleichbaren Bedingungen der Kolchose arbeiten zu müssen. Dazu kommen die antikommunistische Haltung und die Vorstellung, einer sozialistischen Herrschaft mit der Führung in Moskau zu unterstehen, als auch die doppelte Erfahrung der erzwungenen Arbeit und die somit enttäuschten Hoffnungen auf Freiheit und eine selbstbestimmte Rückkehr in die Heimat. Hier wird verständlicher, warum Janinas Verlobter lieber in die Zwangsarbeit unter den Deutschen zurückkehren wolle, da unter diesen zum einen noch Hoffnung auf eine baldige Befreiung hegte, aber auch eine gewisse Sicherheit und Kalkulierbarkeit in der Behandlung zu erwarten war. Die Annahme liegt nahe, dass die Behandlung Janina Jagodzińskas und ihres Verlobten durch die Deutschen nicht allzu schlecht gewesen zu sein scheint.

87

¹⁰ Für eine Einführung in die Emotionsgeschichte und die noch zu klärenden theoretischen und methodischen Probleme: Jan Plamper, *Geschichte und Gefühle. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012. ¹¹ Ute Frevert, Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 35, 2009, S. 183–208, hier S. 202. ¹² Zaremba, *Die Große Angst*, S. 29.

¹³ Zaremba, *Wielka Trwoga*, S. 466: *W obliczu wkraczającej na ziemie polskie Armii Czerwonej polscy chłopcy mieli więc prawo się bać*, Übersetzung Lukas Vogel.

Wenn auch unter anderen Bedingungen, ein Großteil der damaligen polnischen Bevölkerung war von Angst geprägt, was sich auf unterschiedlichste Weise auswirkte. Im Falle der Bauern konzentrierte sich diese besonders auf die Bildung der Kolchosen.¹⁴ So weigerten sie sich – zum Teil aus Angst, ihr Habe wieder verlieren zu können – in ihre Höfe zu investieren und machten in Vorbereitung auf den dritten Weltkrieg und in Vorbereitung auf möglichen zukünftigen Hunger, den sie von der Bildung von Kolchosen erwarteten, Hamsterkäufe.¹⁵ Ein noch später in Polen herrschendes allgemeines Gefühl der Bedrohung und Unsicherheit wurde in weiteren verschiedenen Studien belegt.¹⁶ Bei all der besprochenen Angst ist aber auch nicht die Macht der Hoffnung zu vergessen, die mit dem Ende des Krieges kam. Diese half Janina Jagodzińska trotz aller Schwierigkeiten mit viel Motivation und Engagement zur Tat zu schreiten und den eigenen Hof aufzubauen.

Der Bericht Janina Jagodzińskas lässt sich auf verschiedenen Ebenen lesen, zum Ersten als Erfahrungsbericht, der verschiedene Geschehnisse während der unmittelbaren Nachkriegszeit im Rücken der Front aus der Sicht einer ehemaligen Zwangsarbeiterin schildert. Zweitens kann man ein beispielhaftes, durch Angst geprägtes Verhältnis der polnischen Zivilbevölkerung zur Sowjetunion und der Roten Armee erkennen. Drittens ist die Angst als eine das Nachkriegspolen prägende Emotion zu beobachten und zu verfolgen. Diese wichtige Erkenntnis, gepaart mit den Überlegungen der Emotionsgeschichte, zeigt, wie dieses Gefühl das Handeln der Menschen für eine längere Zeit nach den geschilderten Ereignissen prägte und somit als Einflussfaktor für die neuere polnische Geschichte, aber auch allgemein als Handlungsmotivation, zu berücksichtigen ist.

¹⁵ Ebd. S. 89. ¹⁶ Adam Podgórecki, *Spółczesność Polska*, Rzeszów 1995, S. 100–103.

Andererseits ist zu berücksichtigen, dass die Angst kein allgemein erklärendes Element darstellt und nicht die einzige beeinflussende Emotion bildet. So ist gut zu sehen, wie die Menschen trotz aller Sorgen um die Zukunft auch weiterhin die Hoffnung auf Verbesserung wahrten, was am Ende Janina Jagodzińska die Kraft gab, sich aufzurappeln und ihren Hof aufzubauen. Dabei hilft die Ethnographie, diese Ambivalenz zu verstehen und somit das besonders in der Volksrepublik Polen lange Zeit propagierte Bild dieser Zeit als eine Zeit der Freude und des Aufbruchs zu korrigieren,¹⁷ macht darüber hinaus aber auch die sich vollziehende Neuordnung verständlicher. Mit diesen Betrachtungen kann man aber auch später an andere Umbrüche herangehen und sie mit den neu gewonnenen Kenntnissen bearbeiten, verstehen und vergleichen.

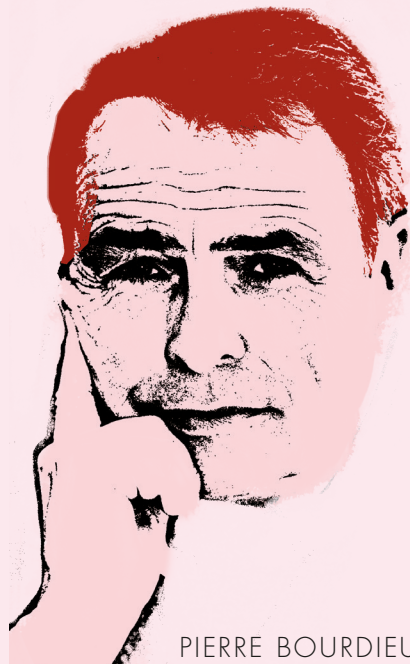
Reflektion

Das methodische Feedback für die Hausarbeit kennend, muss ich nun im Rückblick sagen, dass es gewisse Risiken und Chancen birgt, sich mit einer neuen Methode ausgerüstet, an die Bearbeitung eines für sich persönlich spannenden Themas zu wagen. So kann man sich wahrscheinlich nicht eingehend genug mit der Theorie befassen und mir hätte es sicher gutgetan, die einführenden Texte noch einige Male mehr durchzugehen. Jedoch ist fraglich, inwieweit mir dies geholfen hätte, die Technik des „Erklärens“, wie ich sie bisher in diversen Hausarbeiten geübt habe, etwas zurückzustellen und sie in ein Wechselspiel mit dem „Verstehen“ zu bringen. Während Ersteres versucht, Ursachen zu suchen, möchte Letzteres den Gesamtzusammenhang deuten und ist dabei ein wichtiger Bestandteil der Ethnographie. Ich möchte sogar so weit gehen zu behaupten, dass

¹⁷ Zaremba, *Wielka Trwoga*, S. 17–18.

vieles der methodischen Kritik mit diesem, von mir nicht berücksichtigten Verständnis, zusammenhängt. So scheint meine Darstellung sehr distanziert und ich hätte zu dieser noch die beschriebenen Phänomene viel näher an dem Bericht mit Janina Jagodzińskas Worten einführen können, um so auch ihre Perspektive nachvollziehbarer und einführbarer zu machen. Dabei hätte ich sicher auch eher erkannt, dass die Angst nicht das einzige prägende Gefühl war, sondern sich gegenseitig mit anderen Emotionen beeinflusste. Diese hätte die Komplexität und „Dichte“ der Darstellung erhöht und auch ganz neue, tiefere Erkenntnisse gebracht, nämlich nicht nur was die Menschen wegen der Angst taten, sondern auch was sie trotz dieser taten und wie die oben angesprochene Ambivalenz der Gefühle das Handeln beeinflusste. Dies zeigt auch wie fokussiert ich auf die „Große Angst“ an dieses Projekt herangegangen bin und dadurch den bearbeiteten Fall nur als Beispiel dieser gesehen habe. So ist es wichtig, dass *der Sinn der Empirie nicht allein durch die Sicht der Theorie bestimmt wird*.¹⁸ Trotz der Nichtbeachtung dieser methodischen Grundsätze bin ich der Überzeugung, dass die oben gewonnenen Erkenntnisse einen hohen Wert haben und ich sie ohne die dichte Beschreibung nicht herausarbeiten hätte können. Es ist oft die Frage, was die Ethnographie interessant für die Geschichtswissenschaften macht. Vielleicht ist es gerade dieses Finden von neuen Einflussfaktoren in schon bekannten und viel bearbeiteten Gegenständen und die Korrektur von alten Wahrheiten, die eine neue und nicht zu ignorierende Perspektive darstellen.

¹⁸ Georg Breidenstein et. al., Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung, Konstanz 2013, S. 174.



PIERRE BOURDIEU

*Begriffe wie Habitus, Praxis usw. hatten unter anderem die Funktion, daran zu erinnern, dass es ein praktisches Wissen gibt, eine praktische Erkenntnis, die ihre eigene Logik hat, nicht reduzierbar auf die Logik der theoretischen Erkenntnis; daß in gewissem Sinne die Akteure besser über die soziale Welt Bescheid wissen als die Theoretiker; und dennoch daran festzuhalten, dass sie nicht wirklich Bescheid wissen und dass die Arbeit des Wissenschaftlers darin besteht, dieses praktische Wissen explizit zu machen.**

Praxeologie: Zwischen Methode und Ideenpool

STEFANIE WIEHL M.ED.

DOKTORANDIN UND WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERIN
AM LEHRSTUHL FÜR VERGLEICHENDE GESCHICHTSWISSENSCHAFT/
IBERO-AMERIKANISCHE GESCHICHTE DER UNIVERSITÄT LEIPZIG
KONTAKT: STEFANIE.WIEHL@UNI-LEIPZIG.DE

Wenn man vor der Welt, wie sie ist, fliehen will, kann man Musiker werden, Philosoph, Mathematiker. Aber wie flieht man vor ihr, wenn man Soziologe ist? Es gibt Leute, die das schaffen. Man braucht nur mathematische Formeln zu schreiben, Spieltheorieübungen oder Computersimulationen durchzuexerzieren. Wenn man wirklich die Welt wenigstens ein bisschen so sehen und so über sie reden will, wie sie ist, dann muß man akzeptieren, daß man sich immer im Komplizierten, Unklaren, Unreinen, Unscharfen usw. und also im Widerspruch zu den gewöhnlichen Vorstellungen von strenger Wissenschaftlichkeit befindet.¹

Dieses Zitat von Pierre Bourdieu, einem der Gründerväter der Praxistheorien, spricht verschiedene Aspekte an, die der folgende kurze Beitrag zur Praxeologie aufgreifen und vertiefen möchte. Zunächst ist in dieser Ausführung der Ursprung der Methode erkennbar: Ihre Wurzeln liegen in der Soziologie. Die Geschichtswissenschaft bedient sich der Herangehensweise lediglich und versucht, sie an die Besonderheit historischen Forschens anzupassen. Auf welche Aspekte Historikerinnen dabei zurückgreifen und wie eine Historische Praxeologie charakterisiert und angewendet werden kann, stellen die Hauptfragen dieser skizzenhaften Einführung dar. Das Eingangszitat verweist darüber hinaus bereits auf eine Schwierigkeit der Praxeologie: Da sie kein eindeutiges theoretisches

* PIERRE BOURDIEU, Soziologie als Beruf, Berlin 1991, S. 275.

¹ Pierre Bourdieu, Soziologie als Beruf, Berlin 1991, S. 282f.

Fundament hat,² bewegt auch sie sich häufig im „Komplizierten“ und „Unscharfen“. Trotzdem unternimmt dieser Artikel den Versuch, einen gemeinsamen Nenner der verschiedenen Praxistheorien – ihren Kern – abzubilden und grundlegende Eigenschaften einer Historischen Praxeologie zu umreißen. Schließlich stehen die Vorzüge und Grenzen in der Anwendung zur Debatte, wodurch vor allem gezeigt werden soll, in welchen Fällen, eine Durchführung einer praxeologischen Untersuchung Sinn ergibt.

Der Kern praxeologischer Forschung: Der Ausgangspunkt für die Geschichtswissenschaft

Wir verorten die Praxeologie in unserem Schema im Bereich der ‚Akteure‘. Praxeologinnen interessieren sich also dafür, was die Menschen tun und wie sie es tun. Im Gegensatz zu Teilen der ethnografischen Forschung oder der Mikrogeschichte stellen sie jedoch nicht einzelne Handlungen in den Fokus, sondern Praktiken. Nun mögen einige einwenden, dass dies doch eher ein Unterschied in der Semantik, denn in der Ausrichtung sei. Gewiss gibt es zahlreiche Überschneidungen dieser Herangehensweisen. Dennoch verweist die Betonung der Praxis und ihre Auslegung als *sozial geregelte, typisierte, routinisierte Form des körperlichen Verhaltens*³ auf eine wesentliche Eigenschaft der Praxeologie: Sie verortet sich zwischen Strukturalismus und Mikrosoziologie und versucht, beide Perspektiven durch die Fokussierung auf die Praxis zu verbinden. Bereits Bourdieu sieht das als ein Hauptanliegen von Praxistheorien, da die Praxis weder eine vorherbestimmte Reaktion auf Gegebenheiten noch ausschließlich eine gelebte Erfahrung ist.⁴ Beide Pole erachten die Praxeologinnen als Verkürzungen, die sie überwinden wollen. Wie sich eine Praxistheorie jedoch im Spannungsfeld zwischen

subjektivistischen oder objektivistischen Theorien verortet, unterscheidet sich je nach Ausrichtung. Die Praxeologie ist also vordergründig eine Ansammlung verschiedener Praxistheorien, die sich genanntes Kernelement teilen, jedoch verschiedentlich akzentuieren und somit in ihrer „Theoriearchitektur“ variieren.⁵ Andreas Reckwitz arbeitete sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die verschiedenen Schattierungen der Praxistheorien von Bourdieu über Taylor zu Judith Butler heraus.⁶ Er zeigte dabei, dass neben einer Ablehnung von Subjektivismus und Objektivismus und der Konzentration auf Praktiken, die verschiedenen Forscherinnen die Wichtigkeit des Handlungsvollzugs als Gegenstand der Analyse betonen. Sie richten ihren Blick dabei ebenfalls auf die Körper und Artefakte, die zum Durchführen der Praxis relevant sind. Sie beziehen also sowohl die Prozessualität als auch die Materialität des menschlichen Tuns in ihre Forschung ein. Von Bedeutung ist für sie jedoch nicht nur das Handeln der Akteure, sondern deren „Know-How“ sowie deren Sinnmuster. Ein Grundgedanke lautet daher zusammenfassend:

*Eine Praktik stellt sich als eine typisierte Form des Sich-Verhaltens dar [...], der zwei zentrale Merkmale zukommen: Ihre Ermöglichung und Regulierung durch implizite Wissensordnungen und ihre materiale Verankerung in den Körpern sowie in den Artefakten.*⁷

Die Historische Praxeologie: Ein Dreischritt

Während in der Soziologie die Möglichkeit einer teilnehmenden Beobachtung besteht, um Praktiken zu erforschen, sind Historikerinnen auf eine Vermittlung via Quellen angewiesen. Sie müssen daher weitere methodische Überlegungen anstellen, um sich den Praktiken in der Vergangenheit nähern zu können.

² Friederike Elias, Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge, in: Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften, hg. v. ders., Berlin 2014, S. 3–12, S. 7f. Vgl. auch Gregor Bongaerts, Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory, in: Zeitschrift für Soziologie 36, 2007. ³ Andreas Reckwitz, Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne. Weilerswist 2006, S. 36. ⁴ Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt a. M. 2009, S. 143 und S. 169.

⁵ Frank Hillebrandt, Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden 2014, S. 7 und S. 11. ⁶ Andreas Reckwitz, Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist 2006. ⁷ Andreas Reckwitz: Auf dem Weg zur einer kulturhistorischen Analytik zwischen Praxeologie und Poststrukturalismus, in: Kultursoziologie. Paradigmen - Methoden - Fragestellungen, hg. v. Monika Wohlrab-Sahr, Wiesbaden 2010, S. 189.

Ähnlich wie die sozialwissenschaftliche Variante existiert auch in der Historischen Praxeologie bisher kein einheitliches und klares theoretisches Fundament. Ebenso mangelt es an einer eindeutigen Vorgehensweise, die die verschiedenen praxeologischen Arbeiten vereint. Einen Versuch der Operationalisierung praxeologischen Forschens in der Geschichtswissenschaft lieferten Haasis und Rieske.⁸ Ihrer klar strukturierten Herangehensweise folgt dieser Beitrag und ergänzt sie durch Aussagen von Sven Reichardt, der in seinen Werken Grundannahmen der Historischen Praxeologie aufzeigte und Vorzüge in der Anwendung der Methode offenlegte. In seinem Werk über faschistische Kampfbünde demonstrierte er,⁹ wie eine praxeologische Perspektive die Geschichtswissenschaft bereichern kann. Indem er seinen Fokus nicht nur auf die Ideologie richtete, sondern auch Rituale, Gruppendynamiken und Aktionen untersuchte, konnte er herausarbeiten, dass für diese Bünde keineswegs nur die faschistischen Ideen handlungsleitend waren. Vielmehr verschmolzen Idee und Aktion und schufen so ein Gemeinschaftsgefühl, das zu einem Zusammenhalt der Gruppen führte.¹⁰ Seine Herangehensweise verstand er wie folgt:

*Dabei handelt es sich um Ansätze einer ‚Theorie sozialer Praktiken‘, die die Begriffe Handlung, Körper, praktisches Wissen und Akteur in den Mittelpunkt ihrer Begriffsbildung stellen, eine soziale Praktik meint hierbei zunächst einmal, körperlich tätige Akteure in dem Vollzug ihrer Handlungen zu untersuchen. [...] Der Zusammenhang von körperlichen Verhaltensroutinen, kollektiven Sinnmustern und subjektiven Sinnzuschreibungen der historischen Akteure als auch die historische Verankerung ihrer Identitäten und Symbole wird zum Gegenstand der Analyse und Theoriebildung.*¹¹

Dieses Zitat verrät die Anlehnung an soziologische Praxistheorien à la Bourdieu und deutet zudem auf eine besondere Herausforderung der Geschichtswissenschaften hin, die wie beschrieben auf Quellen

⁸ Lucas Haasis und Constantin Rieske, Historische Praxeologie. Zur Einführung, in: Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns, hg. v. dens., Paderborn 2015, S. 7–24. ⁹ Sven Reichardt, Faschistische Kampfbünde. Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristum und in der deutschen SA, Köln u. a. 2009.

¹⁰ Sven Reichardt, Praxeologie und Faschismus. Gewalt und Gemeinschaft als Elemente eines praxeologischen Faschismusbegriffs, in: Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis, hg. v. Karl H. Hörning, Bielefeld 2004, S. 137f.

¹¹ Ebd., Praxeologische Geschichtswissenschaft, in: Sozial.Geschichte 22, 2007, S. 44.

angewiesen sind, die Auskunft über vergangene Praktiken geben. Den doppelten Zugang, den eine Quelle den Historikerinnen liefern kann, demonstriert zum Beispiel ein Brief. Er kann einerseits Auskunft über die Praxis des Briefeschreibens an sich geben, da er beispielsweise Grußformeln und Schreibmuster enthält. Andererseits ist es möglich, dass er einen Handlungsvollzug dokumentiert, indem er Beschreibungen von Praktiken beinhaltet. In beiden Fällen stellt die Quelle ein Medium dar, welches uns Aufschluss über vergangene Praktiken geben kann. Sie ist jedoch nicht die Praxis selbst. Wie gehen wir mit dieser Herausforderung um und welche Quellen benötigen wir, um eine praxeologische Forschung durchführen zu können?

In einem ‚Dreischritt‘ nähern sich Rieske und Haasis ihrem Material. Sie schlagen dabei vor, drei Kernelemente vergangener Praktiken – *Materialität, Prozessualität und Historizität*¹² – zur Grundlage ihres Vorgehens zu machen. Zunächst gilt es daher, die Quellen aufzuspüren, die Hinweise auf das vergangene Handeln beinhalten, wobei es von Vorteil ist, wenn verschiedene Quellen aus unterschiedlichen Perspektiven das Geschehen darstellen. Damit zielt die Praxeologie darauf ab, ein möglichst detailliertes Bild zu rekonstruieren. Eine breite Quellengrundlage ist für eine praxeologische Forschung also besonders wünschenswert, wobei neben schriftlichen Quellen auch Fotografien oder filmische Aufzeichnungen denkbar sind. In einem zweiten Schritt ist es notwendig, die Handlung *als kontextuell allgegenwärtig herauszustellen*.¹³ Die in den Quellen identifizierten Handlungsvollzüge werden also hinsichtlich von Wiederholungen, Mustern oder Routinen geprüft. Haasis und Rieske verweisen auf das klassische Beispiel des Hut-Ziehens als Praktik des Grüßens. Für diesen zweiten Schritt greifen die Autoren auf die dichte Beschreibung zurück und stellen ihr eine „tiefe Beschreibung“ zur Seite.¹⁴ Vereinfacht bedeutet dies, dass neben der Schilderung des Handlungsvollzugs ein Abgleich mit weiteren Quellen stattfinden muss, wodurch Handlungsmuster aufgedeckt werden können. In einem dritten

¹² Haasis, Einführung, S. 25. ¹³ Ebd., S. 34. ¹⁴ Ebd., S. 37.

Schritt ordnen die Autoren die Praktiken in ihre jeweilige Zeit ein. In diesem Zusammenhang wollen sie vergangene Wissensordnungen in die Deutung einbeziehen, um so die Logik der Praktiken ergründen zu können. Sie begreifen dabei die Historizität als etwas, das der Praxis immanent ist. Das geht mit der Grundannahme einher, dass die Akteure

*weder völlig frei gestaltende Subjekte noch bloß ausführende, an gesellschaftlichen Strukturen hängende Marionetten sind. Sie haben vielmehr – um sie selbst zu werden – ihre relevanten Strukturen verinnerlicht, was ihr weiteres Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Handeln und Bewerten strukturiert. Zweitens agieren Menschen nicht in einem neutralen Raum, sondern in einer hierarchisch strukturierten Gesellschaft.*¹⁵

Zur Deutung vergangener Praktiken ziehen Praxeologinnen daher weitere Quellen zu Rate, die den Kontext erkennen lassen. Erst dadurch ist es ihnen möglich, die Bedeutung der Praktiken in ihrer Zeit herauszuarbeiten. All diesen Schritten gemein ist eine quellennahe Art der Darstellung, die ein möglichst genaues Bild der vergangenen Praxis in ihrem Kontext rekonstruiert. Dies lässt durchaus Variationen sowie Widersprüche zu, ist aber stets am Material orientiert. Aufgrund dieser Ausrichtung gibt Marian Füssel an, dass ein Hauptanliegen der Historischen Praxeologie ist, *der historischen Situation [...] so nahe wie möglich zu kommen.*¹⁶

Diese skizzierte Vorgehensweise verkörpert eine Möglichkeit praxeologischen Forschens. Während der „Dreischnitt“ nicht zwangsläufig in dieser Art geschehen muss, ist es für eine praxeologische Forschung immer notwendig, ausgehend von einzelnen Handlungen nach Mustern zu fragen und diese anhand ihrer zeitlichen Einordnung zu deuten. Eine ‚mikroskopische‘ Nacherzählung genügt also nicht, um den Ansprüchen einer praxeologischen Studie gerecht zu werden. Vielmehr muss sie den Kontext – die Wissensordnungen

¹⁵ Lars Schmitt, *Symbolische Gewalt und Habitus-Struktur-Konflikte. Entwurf einer Heuristik zur Analyse und Bearbeitung von Konflikten*. Marburg 2006, S. 19. ¹⁶ Marian Füssel, *Was ist und was kann die historische Praxeologie? Ein runder Tisch*, in: Haasis/Rieske, *Historische Praxeologie*, S. 223.

und Sinnhorizonte – ergründen, um diesen mit den Praktiken in Verbindung zu bringen. Auch aufgrund dieser Bezugnahme erachtet Reichardt die praxeologische und die diskursive Dimension *nicht als getrennte, sondern als kompatible Untersuchungsebenen.*¹⁷ Weiterhin fasst er zusammen:

*Die Logik einer Praktik kann nicht allein aus ihrem Mikrokosmos heraus verstanden werden, sondern offenbart sich in ihrer gesellschaftlichen Kontextualisierung und historischen Einbettung innerhalb des sozialen Raums.*¹⁸

Die Historische Praxeologie: Vorzüge und Grenzen

Die erste Herausforderung klingt bereits im Eingangszitat an: Auch die Historische Praxeologie hat kein klares und eindeutiges theoretisches Fundament, auf das sich die Forscherinnen beziehen können. Vielmehr erscheint sie als eine Art ‚Ideenpool‘, der trotz verschiedener Systematisierungsversuche weiterhin zahlreiche unterschiedliche Facetten umfasst. Darüber hinaus bietet sich nicht jedes Thema und vor allem nicht jeder Quellenbestand für diese Forschungsrichtung an. Nötig sind zahlreiche verschiedene Beschreibungen von Handlungen sowie im besten Fall weitere Quellen, die die Handlungsvollzüge bestätigen, ausschmücken oder ihnen widersprechen. Nur dadurch kann die bestehende Schwierigkeit, dass Historikerinnen die Handlungen nicht beobachten können, minimiert werden. Zudem benötigt die Praxeologie andere methodische Bausteine, um ihren Zielen näher zu kommen. Neben der dichten Beschreibung können Elemente einer Diskursanalyse hilfreich sein, um die Praktiken in ihrer Historizität verstehen zu können. Eine Herausforderung liegt für Forscherinnen

¹⁷ Reichardt, *Praxeologische Geschichtswissenschaft*, S. 45. Die diskursive Ebene bezieht sich in diesem Fall besonders auf Wissensordnung und Sinnhorizonte als jeweiligen Kontext zur untersuchten Praxis. Diskurse stellen damit nicht den Untersuchungsgegenstand der Praxeologie dar, sondern einen Baustein zur Deutung der Praktiken. ¹⁸ Ebd. S. 61.

¹⁹ Elias, *Hinführung zum Thema und Zusammenfassung der Beiträge*, S. 6.

also darin, dass eine praxeologische Herangehensweise eine umfangreiche Analyse auf mehreren Ebenen verlangt. Vorgaben, wie diese miteinander verwoben oder gewichtet werden sollen, macht die Praxeologie jedoch nicht. Was die einen als Nachteil monieren, heben die anderen als Vorteil hervor und betonen die Offenheit der Praxeologie und ihre Flexibilität.¹⁹ Sie sehen den Empiriebezug als eine weitere Stärke und loben ihren Anspruch, die Mikro- mit der Makroperspektive zu verbinden. Sie sehen in ihrem uneindeutigen theoretischen Fundament keinen Mangel, hingegen erachten sie die Praxeologie als Perspektiverweiterung ausreichend nützlich für die Wissenschaft.²⁰ Ähnlich wie Bourdieu im Eingangszitat machen sie deutlich, dass ihnen der Empiriebezug sowie eine Fokussierung auf die Praxis wichtiger erscheint als theoretische Schärfe und wissenschaftliche Klarheit. Durch diesen praxeologischen Blick, der die Handlungsvollzüge, Körper und Artefakte sowie deren historischen Kontext in einen Deutungszusammenhang stellt, erhoffen sie sich, ‚die Welt ein bisschen so zu sehen, wie sie war.‘

Die Historische Praxeologie: Eine Perspektive

Praxeologie als methodisches Vorgehen ist für alle Forschungen anwendbar, die Routinen in vergangenem Handeln aufdecken wollen. Fragen der Gewaltforschung sind ebenso denkbar wie die Untersuchung von Verhaltensweisen in Institutionen wie Schule oder Militär. Ebenso sinnvoll ist es, nach der Bedeutung von Praktiken in der Vergangenheit zu forschen; beispielsweise Heiratspraktiken, dem Anlegen von Akten durch den Staat oder dem Archivieren von Wissen nachzuspüren. Bei einer passfähigen Fragestellung und ausreichend Quellenmaterial spricht für diese Methode, dass sie – wie einige aktuelle Forschungsbeiträge zeigen – neue Impulse für

die Geschichtswissenschaft bereithält und vermag, neben der klassischen Quellenkritik andere methodische Schritte in die Analyse einzubeziehen. Sie kann zudem bereits die Auswahl der Quellen beeinflussen und *Verknüpfungen zwischen bislang einzeln stehenden Ergebnissen*²¹ herstellen. Sie erscheint dabei jedoch nicht als ein festes Methodenset, sondern eher als eine Perspektive, die Untersuchungsgegenstände in einem anderen Licht erscheinen lässt. Dabei ist jedoch zu beachten: *A perspective is not a recipe; it does not tell you just what to do. Rather, it acts as a guide about what to pay attention to, what difficulties to expect, and how to approach problems.*²²

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

LUCAS HAASIS/CONSTANTIN RIESKE, *Historische Praxeologie. Dimensionen vergangen Handelns*, Paderborn 2015.

ARNDT BRENDECKE, *Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure - Handlungen - Artefakte*, Köln 2015.

FRIEDERIKE ELIAS, *Praxeologie. Beiträge zur interdisziplinären Reichweite praxistheoretischer Ansätze in den Geistes- und Sozialwissenschaften*, Berlin 2014.

²⁰ Ebd., S. 6f. ²¹ Elias, Hinführung, S. 6. ²² Etienne Wenger, *Communities of Practice. Learning, Meaning, and Identity*, Cambridge 1998, S. 9.

Macht und Gewalt in der Heiratspraxis unter den Khmer Rouge

JOS NEUHOFF

STUDENT DER GESCHICHTS-, KULTUR- UND RECHTSWISSENSCHAFTEN
AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.
KONTAKT: JOSNEUHOFF@GMX.DE

102

In der kurzen Zeit ihrer Herrschaft, in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, verwandelten die oftmals als ‚Steinzeitkommunisten‘ bezeichneten *Khmer Rouge* (KR) Kambodscha in ein *von der Außenwelt abgeschnittenes Zwangs- und Arbeitslager*.¹ Die "Extraordinary Chambers in the Court of Cambodia (ECCC)" verhandeln heute Straftaten von ranghohen KR-Offiziellen im Zeitraum des Bestehens des "Demokratischen Kampuchea (DK)" und erwecken die Hoffnung, endlich *einen Meilenstein für die Beendigung der Straflosigkeit für eines der größten Menschenrechtsverbrechen des letzten Jahrhunderts*² zu bilden. Die ECCC befassen sich unter anderem mit der Heiratspraxis während des KR-Regimes, die unter dem Verdacht steht, als Zwangsehe ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit darzustellen.

Das vorliegende Projekt untersucht Zeugenaussagen, die vor den ECCC gemacht wurden und von dieser Heiratspraxis berichten. Es stellt den Versuch dar, die Heiratspraxis zu beschreiben, zu erklären und zu verstehen. Es fragt dabei vor allem, in welcher Form Macht und Gewalt darin vorkamen und welche Funktionen sie erfüllten. Die Historische Praxeologie nach Haasis und Rieske wird als methodische Orientierung zur Rekonstruktion von Praktiken herangezogen. Die Darstellung der Praxis erfolgt dabei zeitlich chronologisch: zunächst

¹ Thomas Hummitzsch, Das Kambodscha-Tribunal: Späte Gerechtigkeit?, in: Internationale Politik und Gesellschaft 4, 2008, S. 93. ² Patrick Kroker, Auf gutem Weg. Die Verfahren vor dem Rote-Khmer-Tribunal in Kambodscha, Auslandsrundschau der Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 122 (3), 2010, S. 85.

beginnend mit Befunden zu den Vorgängen bei der Partnerwahl bis zur Hochzeitszeremonie selbst. Zuletzt werden auch Aussagen in den Blick genommen, die Auskunft über das Eheleben der Verheirateten geben. Die transkribierten Zeugenaussagen³ dienen dabei als materielle Vermittler der nicht mehr unvermittelt beobachtbaren Praxis. Mit ihrer Hilfe werden Handlungsmuster, die Auskunft über die Heiratspraxis geben, über den einzelnen Fall hinaus in ihrer Allgegenwärtigkeit im KR-Regime belegbar gemacht. Anhand der Varianz und den Abweichungen von diesen Mustern wird deutlich, inwiefern die Heiratspraxis aus ihrem historischen sowie soziokulturellen Kontext hervorgeht und diesen gleichzeitig prägt. Die Verflechtung der Kambodschanerinnen und der Kambodschaner im DK mit der Heiratspraxis wird hier besonders deutlich und lässt diese als relevante „Ordnungsinstanz“⁴ erscheinen. Schließlich wird das, was Haasis und Rieske als "Historizität der Praktik" bezeichnen, herausgearbeitet, also die Wirkung der Heiratspraxis auf und ihre Bedeutung für die Menschen im KR-Regime. In Verbindung mit den theoretischen Überlegungen von Heinrich Popitz⁵ wird die so rekonstruierte Heiratspraxis auf das Auftreten verschiedener Machtformen untersucht. Von Interesse ist dabei, zu welchem Zweck Macht und Gewalt eingesetzt wurden und inwiefern sie die Heiratspraxis implementierten, stabilisierten und beeinflussten.

Im Folgenden sollen zwei Beispiele die Anwendung der Historischen Praxeologie nach Haasis und Rieske zur Rekonstruktion der Heiratspraxis im Kambodscha unter den KR verdeutlichen.

Die Zeugenaussagen vor den ECCC geben Hinweise darauf, dass die Auswahl der Paare im Regelfall durch Kader der Partei durchgeführt wurden.⁶ Lokale Kader stellten demnach Paare zusammen, wobei diese Vorschläge im nächsten Schritt durch die ranghöheren Kader bestätigt oder abgelehnt wurden.⁷ Von offenem Widerstand gegen die Entscheidung der Kader wird nicht berichtet. Einige Zeuginnen und Zeugen sagen jedoch aus, dass sie oder andere nicht heiraten wollten,

103

³ [Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia \(ECCC\)](#), Forced marriage, 04.01.2014 ⁴ Lucas Haasis, Constantin Rieske, Historische Praxeologie - Zur Einführung. In: Historische Praxeologie - Dimensionen vergangenen Handelns, hg. von diess., Paderborn 2015, S. 34. ⁵ Heinrich Popitz, Phänomene der Macht, Tübingen 1992. ⁶ T11: ECCC/Kingdom of Cambodia Nation Religion King/Trial Chamber: Transcript of Trial Proceedings Public - Case File No 002/19-09-2007-ECCC/TC, 4.05.2015, Trial Day 277, S. 21, T4: Ebd., Transcript of Trial Proceedings Public - Case File No 002/19-09-2007-ECCC/TC, 27.01.2015, Trial Day 234, S.22, T5: Ebd., Transcript of Trial Proceedings Public - Case File No 002/19-09-2007-ECCC/TC, 29.01.2015, Trial Day 235, S. 19.

sich aber dennoch der Hochzeit nicht widersetzen oder ihr sogar zustimmten. Als Grund wird häufig die Angst vor den erwarteten negativen Folgen genannt.⁸ So erklärt eine Zeugin, dass ihr Personen berichteten, dass sie den Anweisungen zur Heirat nur Folge leisteten, um zu überleben, seien aber mit ihrer Heirat tatsächlich nicht einverstanden gewesen.⁹ Entgegen dieser Darstellungen wird auch von Fällen berichtet, in denen die Familien der verheirateten Personen, die als Kinder Angkars¹⁰ bezeichnet wurden, durchaus Einfluss auf die Heirat nahmen. Letztlich stand aber auch eine Heirat, in der die Familie mitbestimmen durfte, unter dem Einfluss der KR und fand nur dann statt, wenn sie durch die Kader genehmigt wurde.¹¹

Die Heiratspraxis unter den KR hatte also zur Folge, dass Personen verheiratet wurden, die dem zwar zustimmten, jedoch in den meisten Fällen nicht damit einverstanden waren.

Traditionellerweise waren Ehen in Kambodscha arrangiert, entsprechend waren die Einflussmöglichkeiten von Braut und Bräutigam auf die Partnerwahl grundsätzlich begrenzt.¹² Bei den Hochzeiten im DK ist allerdings zu betonen, dass die teilweise drastischen Konsequenzen bei einer Verweigerung der Anweisungen der Angkar omnipräsent waren. Daher nimmt die Angst der Zeuginnen und Zeugen bei der Einwilligung in die Hochzeit eine zentrale Bedeutung ein. In diesen Kontext ist der Aspekt der Zustimmung zu setzen.¹³ Es liegt nahe, davon auszugehen, dass die KR so versuchten, die Rolle als ‚Eltern der Bevölkerung‘ zu übernehmen und sich als einzige Instanz zu etablieren, die es vermochte, die soziale Ordnung der Familie durchzusetzen.¹⁴ Dieser Auszug aus dem Bereich der Partnerwahl zeigt auch, dass, trotz der Hinweise auf bestimmte Muster, die Erzählungen von der Heiratspraxis keine starre Uniformität aufweisen. Etwa durch den Einfluss, den lokale Kader hatten, aber auch durch sich auftuende Möglichkeiten anderer Beteiligter,

7 T11, S.21; T4, S.22. 8 [...] *I was asked to get married with the one I hated [...]. However, I had to force myself to get married because I was afraid of them at that time.*, T5, S. 20. 9 T4, S. 23. 10 Angkar bezeichnet den Führungskreis der Kommunistischen Partei Kampuchea. 11 T3: Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia: Transcript of Trial Proceedings Public - Case File No 002/19-09-2007-ECCC/TC, 26.01.2015, Trial Day 233, S. 26 [letzter Zugriff: 14. April 2017]; vgl. außerdem: Sophie Städing, „Rote Hochzeiten“ - Eine ethnologische Untersuchung kambodschanischer Heiratsbiographien aus der Zeit der Khmer Rouge, in: GISCA Occasional Papers, 2016 (2), S. 29ff. 12 Vgl. u.a. Patrick Heuvelin, Bunnak Poch, *Do Marriages Forget their Past? - Marital Stability in Post-Khmer Rouge Cambodia*, in: *Demography*, 2006 (46), S. 100. 13 Vgl. auch Theresa de Langis, Judith Strasser, „Like Ghost Changes Body“. A Study on the Impact of Forced Marriage under the Khmer Rouge Regime, Phnom Penh 2014, S. 87. 14 Vgl. ebd., S. 75 und Städing, „Rote Hochzeiten“, S. 19.

den Verlauf der Heiratspraxis zu beeinflussen, ergaben sich immer wieder Divergenzen.

Es wird beschrieben, dass Soldaten in den ersten Nächten nach der Heirat die Paare belauschten und so überprüften, ob sie Geschlechtsverkehr hatten.¹⁵ Eine Zeugin berichtet, dass ein Soldat in der Nacht an ihrem Haus gelauscht habe. Verängstigt durch die Anwesenheit des Soldaten, sah sie sich gezwungen, den Geschlechtsverkehr mit ihrem Mann ausüben zu müssen. Das Wissen über ihren vor kurzem exekutierten Vater rief eine Angst hervor, die sie dazu brachte, sich der Heirat und dem, was nach Vorstellung der KR dazugehöre, nicht zu widersetzen.¹⁶

Das Gefühl der ständigen Überwachung, auch im sozialen Raum der Ehe, hatte also eine tiefgreifende Wirkung auf das Verhalten der Menschen im DK. Wie die Zeugin aussagte, führte diese Atmosphäre der omnipräsenten Angst in der Heiratspraxis bis zur körperlichen Selbstaufgabe in Form des sexuellen Kontakts mit ihrem Ehemann.

In beiden Beispielen wird eine Form der Macht deutlich, die Popitz als instrumentelle Macht bezeichnet. Die instrumentelle Macht vermag es, das Handeln anderer Menschen zu beeinflussen, ohne dass dazu eine konkrete Machttaktion eingesetzt werden muss. Basierend auf der Interaktivität der Menschen reicht allein das Bewusstsein der Möglichkeit der Durchführung einer Machttaktion aus.¹⁷

Die in den Quellen oftmals beschriebene Angst verweist auf diese Form der Macht. Angst ergibt sich durch eine Kalkulation, in der der Mensch abwägt, wie hoch die Wahrscheinlichkeit und die Relevanz einer Gefahr ist und wie seine Chancen stehen, aus eigenem oder fremden Vermögen dieser zu entgehen.¹⁸ Die von den Zeuginnen und Zeugen beschriebene Angst im Zusammenhang mit der Heiratspraxis ist also Ausdruck einer Kalkulation, in die

15 T5, S. 67; sowie T8: Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia: Transcript of Trial Proceedings Public - Case File No 002/19-09-2007-ECCC/TC, 17.02.2015, Trial Day 245, S. 61. 16 *There was no killing for any couple who refused to consummate marriage. But for me, I thought that the marriage was organised by the Party, by Angkar. If I were to oppose or to refuse, I thought at that time, that I would be killed because my father was accused of being opposing the Party. And I may be accused of being opposing the Party.*, T5, S. 64; vgl. außerdem De Langis, Strasser, „Like Ghost“, S. 78 und S. 83. 17 Vgl. Popitz, *Phänomene*, S. 25 ff.

das Wissen von früheren und um die Möglichkeit zukünftiger gegen sie gerichteter Machttaktionen durch die KR mit eingeflossen ist. Wie dargestellt, beeinflusst diese Angst das Handeln der Personen beispielsweise dahingehend, der Hochzeit zuzustimmen, auch wenn sie nicht mit dieser einverstanden waren. Dabei konnte die Androhung einer Machttaktion im Falle der Heiratspraxis unter den KR tatsächlich ausgesprochen werden, oder aber auch unausgesprochen geblieben sein. Bereits bekannte Machttaktionen, wie die Exekution eines Familienangehörigen, prägen das Bewusstsein und unterwerfen die eigene Handlung dem fremden Willen. Auch die beschriebene Überwachung konnte als symbolische Drohung bewirken, dass Personen gegen ihren Willen sexuellen Kontakt hatten. Die Vorstellung von Gewalt, die die Anwesenheit des Soldaten hervorruft, wird in diesen Fällen im doppelten Sinne zur „faktischen Gewalt“:¹⁹ Zum einen wirkt sich die imaginierte Gewalt bereits auf das Handeln der Personen aus, zum anderen fügt ihnen dieses Handeln eine konkrete physische Schädigung zu.

Durch den Einsatz "instrumenteller Macht" gelingt es den KR, die Heiratspraxis zu implementieren und ihre Durchsetzung zu stabilisieren. Dabei stellt die Praxis keinen reinen Selbstzweck dar. So besteht eine Wechselwirkung zwischen dem diskursiven Kontext im DK und der Heiratspraxis: Die Heiratspraxis wird einerseits durch den Kontext, der herrschenden Verängstigung der Bevölkerung im DK, stabilisiert. Andererseits wird in ihr diese Angst (re-)produziert und wirkt somit ihrerseits auf den Kontext zurück.

Einen kritisch zu erwähnenden Spagat stellt die Anforderung der Historischen Praxeologie nach Hassis und Rieske dar, Muster über den Einzelfall hinaus nachzuweisen. Aussagen über die Häufigkeit des Auftretens eines Musters sagen zunächst etwas über die Quellen selbst aus und können darüber hinaus nur als Hinweis auf dessen Relevanz gedeutet werden. Die Historische Praxeologie stellt mit dem

¹⁸ Vgl. Paul Salkovskis, Elizabeth Forrester, Responsibility, in: *Cognitive Approaches to Obsessions and Compulsions*, hg. Von Randy O. Frost und Gail Steketee, Amsterdam 2002, S. 46. ¹⁹ Popitz, *Phänomene*, S. 52.

vorgeschlagenen Dreischritt dennoch Kriterien für die Auswertung der Quellen zur plausiblen Darstellung der Heiratspraxis zur Verfügung. Durch die Orientierung an der Historischen Praxeologie nach Haasis und Rieske konnten einige Muster der Heiratspraxis herausgearbeitet, die Verwicklung der Menschen in ihr und deren Beurteilung der Praxis sowohl beschrieben als auch in den historischen Kontext eingeordnet werden. Es handelt sich bei der Rekonstruktion der Heiratspraxis keinesfalls um ein Abbild des untersuchten Phänomens, sondern vielmehr um ihre punktuelle, selektive Darstellung in der historiographischen Perspektive. Die Historische Praxeologie allein bleibt dabei häufig nur beschreibend und vermag es nicht ohne weiteres, ihren untersuchten Gegenstand zu erklären.²⁰ Von umso größerer Bedeutung ist daher ihre Möglichkeit der Öffnung für weitere theoretische Ansätze.

²⁰ Zur Kritik von Praxistheorien in den Geschichtswissenschaften vgl. Rüdiger Graf, Was macht die Theorie in der Geschichte? - „Praxeologie“ als Anwendung des „gesunden Menschenverstandes“, in: *Theorie in der Geschichtswissenschaft*, hg. v. Jens Hacke und Matthias Pohlig, Frankfurt a.M. 2008, S. 109–129, hier S. 125.

DOING / STRUKTUREN



THEODOR MOMMSEN

*Wunder sind weder von der Prosopographie noch vom Computer zu erwarten. Wir sollten kleine Schritte tun und uns Teilprojekte vornehmen, die zwar zum Ganzen hinführen, deren Ende aber absehbar ist.**

Der kollektive Mensch.

Die Prosopographie als Methode der Sozialgeschichte

THOMAS RASTIG M.A.

DOKTORAND AM LEHRSTUHL FÜR MITTELALTERLICHE GESCHICHTE
AM HISTORISCHEN SEMINAR DER UNIVERSITÄT LEIPZIG.
KONTAKT: THOMAS.RASTIG@GMX.DE

Als aber die Sonne schon höher gestiegen war, nämlich um die Mitte des Sommers, versammelten sich zu Lyon fast aus der gesamten christlichen Welt die ehrwürdigen Prälaten oder deren Stellvertreter sowie die Gesandten des Kaisers und viele andere Fürsten, um gemäß dem Befehl des Papstes das Konzil abzuhalten. "(...)" Als nun der Papst schon viele Prälaten, wenn auch nicht alle, versammelt sah, begab er sich am Montag nach dem Feste des heiligen Johannes des Täufers mit seinen Brüdern, den Kardinälen, Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen und den anderen Prälaten, die zum Konzil berufen waren, sowie mit den Gesandten der abwesenden Fürsten und Prälaten in das Refektorium der Mönche von St. Justus zu Lyon.

Mattheus Paris, Chronica Maiora¹

Der Chronist Mattheus Paris beschreibt hier nicht weniger als den Beginn der Absetzung Kaiser Friedrichs II. 1246 auf dem Konzil von Lyon durch Papst Innozent IV., die den Anfang vom Ende staufischer Herrschaft im damaligen Europa markieren sollte. Prälaten, Fürsten, Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe erscheinen hier als von einander getrennte Gruppen von Akteuren, die am Konzil teilnahmen. Ganz unterschiedliche und wahrscheinlich auch gegensätzliche Eigeninteressen machten jede Gruppe sehr heterogen,

*WERNER PARAVICINI, Hansische Personenforschung. Ziele, Wege, Beispiele, in: Edelleute und Kaufleute im Norden Europas. Gesammelte Aufsätze, hg. v. Werner Paravicini, Jan Hirschbiegel, Andreas Ranft und Jörg Wettlaufer, Ostfildern 2007, S. 503.

¹ Zitiert nach: Kaiser Friedrich II. Leben und Persönlichkeit in Quellen des Mittelalters, hg. v. Klaus van Eickels, Düsseldorf 2000, S. 401.

jedoch verband alle das gleiche Ziel, den in ihren Augen verhassten Kaiser zu stürzen. Das gemeinsame Agieren und dessen Wirkung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse macht sie für die wissenschaftliche Methode der Prosopographie interessant.

Überblickt man heute die Forschungsliteratur vor allem in der antiken und mittelalterlichen Geschichtswissenschaft in Europa, so ist der Begriff der ‚Prosopographie‘ oder das entsprechende Adjektiv ‚prosopographisch‘ allgegenwärtig. Stellvertretend hierfür stehen nicht nur plakative Großprojekte, sondern auch unzählige Dissertationen und Einzelstudien, die unter Einbeziehung dieser Methode erarbeitet worden sind. Allein die Suche in den einschlägigen Recherchedatenbanken erweckt den Eindruck, dass es sich hierbei schon fast um ein wissenschaftliches Topos handelt, ohne welches ein Arbeitstitel nicht mehr auszukommen scheint, wenn diesem Formulierungen wie ‚eine prosopographische Studie‘, ‚eine prosopographische Untersuchung‘ oder ‚unter prosopographischen Gesichtspunkten‘ beigelegt sind. In der Datenbank der *Regesta Imperii* finden sich allein zu dem Stichwort ‚prosopograph*‘ 1177 Literatureinträge, allerdings muss bemerkt werden, dass die Popularität dieser Arbeitsweise erst ab den 1980er Jahren in der Mediävistik deutlich zunahm.

Entstehung einer wissenschaftlichen Arbeitsweise

Der Befund verwundert zunächst, betrachtet man die Forschungsgeschichte der Prosopographie. Im Vergleich zu den anderen wissenschaftlichen Methoden wie der Diskursanalyse, der Ethnographie oder der Praxeologie entstammt sie nicht einer im 20. Jahrhundert aus den Sozialwissenschaften entwickelten Theorie, die einem

vergleichsweise strengen methodischem Rahmen unterworfen sind. Vielmehr ist in ihr eine Arbeitsweise zu sehen, die im 19. Jahrhundert nicht aus sich selbst heraus entstanden ist, sondern eher ein wissenschaftliches Nebenprodukt war. Der Begriff selbst lässt sich bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen, die wissenschaftliche Methode hingegen entwickelte und etablierte erst Theodor Mommsen für die historische Forschung.² Im Zuge der Aufbereitung antiker lateinischer Inschriften im entstehenden *CIL* (*Corpus Inscriptionum Latinarum*) erwuchs die Idee, alle in den Inschriften vorkommenden Personen einzeln nach festen Kriterien gesondert aufzunehmen, um die Akteure des Römischen Reiches für die Forschung nutzbar zu machen und so Möglichkeiten zu schaffen, ausgehend von den handelnden Personen ein besseres Verständnis über das Funktionieren der römischen Gesellschaft zu erlangen. Dies mündete 1897 im ersten Band der ‚*Prosopographia Imperii Romani*‘ (dem bis 2015 noch sieben weitere Bände folgten), soweit erkennbar die erste moderne wissenschaftliche Publikation unter dem Namen der Prosopographie. Ziel des inzwischen abgeschlossenen Projektes war die Erschließung der römischen Oberschichten in den ersten drei nachchristlichen Jahrhunderten.³ Durchgesetzt hat sich der Begriff vor allem in der deutsch-, englisch- und französischsprachigen Forschung der Alten und Mittelalterlichen Geschichte. Eines der Leuchturnprojekte ist die ‚Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit‘, die seit den 1990er Jahren unter der Leitung von Ralph-Johannes Lilie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften entstand. Bis 2013 konnten in zwei Abteilungen insgesamt 14 Bände veröffentlicht werden. Für den Zeitraum von 641 bis 1025 wurden in Kurzbiographien alle für das byzantinische Reich relevanten Personen aus der Historiographie, Briefen, Siegeln, Inschriften etc. aufgearbeitet. Aber auch kleinere Vorhaben bringen durchaus großen Ertrag, wie nicht zuletzt zahlreiche Veröffentlichungen zum mittelalterlichen Klerikerwesen zeigen.⁴

² Einen einführenden Überblick bietet Katherine S. B. Keats-Rohan, *Prosopography* (Christian), in: *Handbook of Medieval Studies. Terms-Methods-Trends* 2 (2010), S. 1552-1558.

³ Karl Christ, *Römische Geschichte und deutsche Geschichtswissenschaft*, München 1982, S. 49ff.; *Prosopographia Imperii Romani saec. I. II. III.*, 8 Bände, hg. v. Elmarus Klebs, Hermann Dessau, Edmundus Groag, Arturus Stein, Leiva Petersen, Klaus Wachtel, Matthäus Heil, Werner Eck und Johannes Heinrichs, Berlin 1897-2015; dazu Werner Eck, *The Prosopographia Imperii Romani and the prosopographical method*, in: *Fifty Years of Prosopography. The Later Roman Empire, Byzantium and Beyond*, hg. v. Averil Cameron (*Proceedings of the British Academy*, 118), S. 11-22. ⁴ *Prosopographie der mittelbyzantinischen Zeit*, 2 Abteilungen, 14 Bände, hg. v. Ralph-Johannes Lilie u.a., Berlin 1998-2013; verwiesen sei zudem auf die vielen Einzelstudien innerhalb der *Germania Sacra* oder den Arbeiten zur norddeutschen Kloster- und Stiftsforschung, z. B. Pfarrer, Nonnen, Mönche. Beiträge zur spätmittelalterlichen Klerikerprosopographie Schleswig-Holsteins und Hamburgs, hg. v. Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt und Anja Meesenburg, Neumünster 2011.

Begriffsdefinition

Was versteht man also nun unter diesem Begriff, der scheinbar so inflationär benutzt wird? Die Definitionen in der Forschung variieren durchaus in ihrer Tiefe, so schreibt Keats-Rohen: *Prosopography is nowadays a widely-used tool or method for the study of social history of all periods; it can be used alone, or in combination with other methods [...] It overlaps with biography, genealogy, onomastics, demography and sociology, but is distinct from them. [...] As practiced now, prosopography examines a group of people – the „population“ – that shares one or more characteristics.*⁵ Nach Werner Paravicini betrachtet Prosopographie natürliche oder (re)konstruierte Gruppen in Hinblick auf die diese Gruppe auszeichnende Gemeinsamkeiten. Sie zielt nicht auf Individualität, ermöglicht aber deren Erkenntnis durch Ermittlung von Durchschnittswerten und Abweichungen, bis hin zu Singularitäten. Sie arbeitet stets mit Fragerastern, die von dem jeweiligen Erkenntnisinteresse bestimmt werden.⁶ Ergänzend sei noch Hans Werner Goetz angeführt. Für ihn sucht die Prosopographie aus der Sammlung und dem Vergleich der aus allen verfügbaren Quellen zusammengestellten Daten über eine größere Anzahl vergleichbarer, also einer Gruppe zuzuordnender, gerade auch individuell historisch nicht herausragender Personen allgemeine Aussagen über damalige Verhältnisse unter bestimmten Aspekten zu gewinnen.⁷ Um die verschiedenen Beschreibungen zusammenzuführen, könnte man vereinfacht formulieren:

Prosopographie ist die quellenkundliche Aufarbeitung von Personengruppen unter Verwendung einer übergeordneten Fragestellung nach geographischen, zeitlichen, sozialen und politischen Zuschnitten. Sie hat ihren Ursprung weniger in den Sozialwissenschaften, sondern eher in den historischen Grundwissenschaften bzw. der historischen Grundlagenforschung. Zwar ist sie

mit anderen personenorientierten Zweigen wie der Biographie, Genealogie oder Onomastik verwandt, unterscheidet sich im Detail aber von diesen.

Die Arbeitsweise der Prosopographie

Welche Folgen ergeben sich aus einer solchen Definition für die Arbeitsweise der Prosopographie? Ein zentraler Unterschied zu den verwandten Methoden oder Grundwissenschaften liegt in der Analyseform. Während sich die Biographie einer Einzelperson zuwendet, die Genealogie die Abstammung von Familien oder Herrscherhäusern im Blick hat und die Onomastik sich auf die namentliche Herkunft konzentriert, nimmt die Prosopographie eine Gruppe von Personen in den Blick, die in mindestens einem Merkmal vergleichbar sein muss. Ist also die Entscheidung für das eigene wissenschaftliche Arbeiten auf diese Methode gefallen, so liegt der erste Schritt darin, das gewählte Thema einzugrenzen. Hiervon hängen sowohl die Schärfe der Analyse als auch die der Ergebnisse ab. Fasst man einen Raum zu klein, verringert sich die Aussagekraft, wird er zu weit angelegt, läuft man Gefahr, im Quellenmaterial zu ertrinken. Wichtige Faktoren für die Umsetzung des Vorhabens sind der Umfang des Materials und die persönlichen Möglichkeiten, die einem zur Verfügung stehen. Die vier definierten Räume (geographisch, zeitlich, sozial, politisch) hängen dabei direkt von einander ab. Je größer die soziale Gruppe gewählt wird, desto kleiner sollte die geographische und zeitliche Ebene ausgestaltet werden. Die Erforschung mittelalterlicher Herrscher oder Herrscherinnen kann durchaus europaweit funktionieren, während größere Gruppen wie Kleriker, Künstler oder Studentinnen eher auf eine Region, ein Fürstentum oder eine Stadt beschränkt bleiben sollten.

⁵ Keats-Rohen, *Prosopography*, S. 1552. ⁶ Werner Paravicini, *Hansische Personenforschung. Ziele, Wege, Beispiele*, in: *Edelleute und Kaufleute im Norden Europas. Gesammelte Aufsätze*, hg. v. Werner Paravicini, Jan Hirschbiegel, Andreas Ranft und Jörg Wettlaufer, Ostfildern 2007, S. 489–515. ⁷ Hans-Werner Goetz, *Proseminar Geschichte: Mittelalter*, Stuttgart 42014, S. 369.

In der Forschung haben sich zwei grundsätzliche Arbeitsweisen bzw. Arbeitsphasen herausgebildet, die man mit den Stichworten Erschließung und Auswertung umschreiben könnte. Ersteres haben sich beispielsweise die bereits vorgestellten Großprojekte auf die Fahnen geschrieben, die ihre primäre Aufgabe darin sehen, archivalisches und konservatorisches Quellenmaterial aufzubereiten und in Form von Editionen (oder Katalogen) für die Wissenschaft nutzbar zu machen. Die jeweils präsentierten Editionen unterscheiden sich dabei in einem Punkt elementar von klassisch Bekanntem, was gleichzeitig ein Schlaglicht auf die Arbeitsweise der Prosopographie wirft. In der Regel orientieren sich historisch-kritische Editionen an einer festen Quellengattung, seien dies Briefe, Chroniken, Rechnungsbücher oder Urkunden. Die Prosopographie jedoch geht von Personen aus, die gattungsübergreifend vorkommen, so dass ein Editor immer einen heterogenen Corpus an Quellenarten im Blick haben muss. Die Auswertung erfolgt dann in einem zweiten Schritt innerhalb anschließender Forschungsprojekte, wobei diese Trennung auch nicht zwangsläufig ist und je nach den eigenen Schwerpunkten auch in einem Projekt verwirklicht werden kann.

Möglichkeiten und Grenzen der Methode

Die Prosopographie weist eine Reihe von formalen wie inhaltlichen Grenzen auf, mit denen man lernen muss umzugehen. In der Beschreibung der Arbeitsweise haben sich viele der formalen Hindernisse bereits angedeutet. Eine Binsenweisheit ist die Überlieferungsfähigkeit einer Personengruppe. Die Bedeutung des Bauernstandes in der antiken griechischen Gesellschaft wäre sicherlich interessant zu erforschen, mangels vorhandener Quellen,

ist dies aber nicht möglich. Umgekehrt gilt gleichermaßen: Je komplexer und global vernetzter eine Gesellschaft und je höher der Überlieferungsgrad einer Person ist, desto schwieriger wird die Bearbeitung. Womöglich liegt vor allem hier der Grund dafür, dass klassisch prosopographische Arbeiten eher in der Antike, dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit verbreitet sind und weniger in der Neuere und Zeitgeschichte.

Etwas konkreter werden die Herausforderungen, wenn man den Aufwand, den eine Prosopographie mit sich bringt, betrachtet. Die Erschließung des Quellenmaterials kann viele Ressourcen binden, dies gilt sowohl für die zeitliche Dauer des Sammelns als auch die Arbeit in einem oder in mehreren Archiven. Im mitteleuropäischen Raum explodiert die Überlieferung spätestens im 15. Jahrhundert, im Mittelmeerraum vollzieht sich dieser Schritt bereits deutlich früher. Einerseits liegt die Zahl an Quelleneinträgen für nur eine Person nun häufiger im dreistelligen Bereich, gleichzeitig – wie bereits angesprochen – beschränken sie sich nicht mehr nur auf eine Quellengattung. Ist eine Person zudem überregional tätig gewesen, so drückt sich dies auch in einer geographischen Streuung seiner Überlieferung aus. Für die Arbeit im Archiv ergeben sich daraus zwei zentrale Folgerungen: erstens muss man innerhalb eines Archives immer möglichst viele Bestände im Auge haben und zweitens reicht der Besuch nur eines Archives in der Regel nicht aus. Im Umkehrschluss bedeutet dieser Befund, dass eine Prosopographie, formal gesehen, nie umfassend sein kann. Die Sichtung aller für eine Zeit wichtigen Archivgüter ist durch nur eine Person nicht zu leisten. Vielmehr ist sie immer Ausdruck der eigenen Schwerpunktsetzung und Anpassungsfähigkeit. Die Konzentration auf einen gut begründeten Kern von Archiven und auch Beständen muss deshalb kein Nachteil im Bezug auf die Ergebnisse sein.

Die inhaltlichen Probleme einer Prosopographie sind hingegen nicht so leicht aufzulösen und sie beschäftigen alle Forscher, die sich mit der Überlieferung von Personen befassen. Grundsätzlich stehen sie immer vor dem Problem, der Zusammenführung oder Trennung mehrerer Quellennennungen zu einer oder zu verschiedenen Personen. Je nach Region entwickelten sich innerhalb der Schriftlichkeit erst ab dem 14. bis 16. Jahrhundert Nachnamen, wenn man dazu bedenkt, dass die Vornamenswahl auch nicht sehr kreativ war – meist findet sich Johannes, Nicolaus, Heinrich, Friedrich, mit Glück mal einen Peter, Jacob oder Franz sowie im slawischen Bereich ein Wratislaw oder Bogislaw – so ist es in vielen Fällen faktisch nicht zu entscheiden, ob hier eine oder mehrere Personen gemeint sind. Das Problem verschärft sich zusätzlich, wenn zwischen zwei Nennungen eine größere Zeitspanne liegt oder eine geographische Distanz zu überwinden ist. Ebenso beachtet werden müssen das Auftreten verschiedener Namensvarianten. Eine vergleichsweise sichere Möglichkeit der Identifizierung ist die Beistellung von Attributen, wie weltlichen oder kirchlichen Ämter, akademischen Titeln, Herkunftsbezeichnungen oder anderen geographischen Zuweisungen.

Nichtsdestotz bietet die Prosopographie ein hohes Maß an Erkenntnispotenzial. Der hohe Grad der Quellenerschließung bedeutet zugleich eine umfassende Grundlagenforschung, die die Basis jedes wissenschaftlichen Arbeitens darstellt. Mit deren Hilfe können politische und soziale Dynamiken auf einer breiten und aussagekräftigen Quellenbasis analysiert werden. Die geringen normativen Schranken der Methode bieten zudem einen großen Freiraum für die Konzeption und die inhaltliche Ausrichtung des eigenen Vorhabens. Anwendbar ist sie in nahezu allen historisch-kulturellen Themenbereichen: Herrschaftspraxis, religiöses Leben, Kultur- und

Wirtschaftsaustausch, Stadtgeschichte, Universitätsgeschichte etc. Die Grundlage von Geschichte sind handelnde Personen, ihre kollektive Erforschung ist Aufgabe der Prosopographie.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

- NEITHARD BULST, *Zum Gegenstand und zur Methode von Prosopographie*, in: *Medieval Lives and the Historian. Studies in Medieval Prosopography*, hg. v. Neithard Bulst und Jean-Philippe Genet (Proceedings of the first international interdisciplinary Conference on Medieval Prosopography, University of Bielefeld, 3–5 Dezember 1982), Kalamazoo 1986, S. 1–16.
- WERNER ECK, *The Prosopographia Imperii Romani and the prosopographical method*, in: *Fifty Years of Prosopography. The Later Roman Empire, Byzantium and Beyond*, hg. v. Averil Cameron (Proceedings of the British Academy, 118), New York 2003, S. 11–22.
- KATHERINE S. B. KEATS-ROHEN, *Prosopography (Christian)*, in: *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*, hg. v. Albrecht Classen, Berlin 2010, Bd. 2, S. 1552–1558.



WOLFGANG REINHARD

*Wir benötigen [...] zusätzlich ein wissenschaftliches Verfahren, das die Interaktion und ihre Auswirkungen für Führungsgruppen zu erklären vermag, indem es ihre Regeln ermittelt. Die Verflechtungsanalyse kann sich m.E. zu solch einem Verfahren entwickeln.**

Gefangen im Netz.

Historische Netzwerkanalyse revisited

ZSÓFIA TURÓCZY M.A. —

DOKTORANDIN IN DER VERGLEICHENDEN KULTUR- UND SOZIALGESCHICHTE
AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG SOWIE ASSOZIIERTE WISSENSCHAFTLERIN AM LEIBNIZ-INSTITUT
FÜR GESCHICHTE UND KULTUR DES ÖSTLICHEN EUROPAS
KONTAKT: ZSOFIA.TUROCZY@UNI-LEIPZIG.DE

Am 21. März 1914 erhält die Loge „Zoroaster“ das Patent für Logengründung vom Bundesrat der ungarischen Großloge. Das Ersuchen auf die Gründung einer Loge in Smyrna (İzmir) unter dem Schutz der Symbolischen Großloge Ungarn wurde schon am 12. November 1913 in der Sitzung der Großloge genehmigt. Die Gründungsmitglieder waren ein gewisser Angelo Margulies (Meister vom Stuhl), Josef Kármán, Stephan Avedikián, Jules Szilvassy, Josef Margulies, Bernath Burger, A. Tarica, V. Bardisbanian, Jaques Ungar, Ornik Zakian und Max Watzke, also Untertanen Österreich-Ungarns und des Osmanischen Reiches unterschiedlicher ethnischer Herkunft.¹ Was bewog diese bunte Gesellschaft am Vorabend des ersten Weltkriegs eine ungarische Freimaurerloge in einer Hafenstadt des Osmanischen Reiches zu gründen? In größerem Zusammenhang stellt sich die Frage, wie die Verflechtungsgeschichte dieses transnationalen Elitennetzwerks rekonstruiert werden könnte. Gewiss könnten Historikerinnen je nach Interesse und Qualifikation, unterschiedliche Zugänge wählen. Eine Methode drängt sich aber besonders in den Vordergrund, die sich anbietet, diese Fragen im speziellen transnationalen Raum weitgehend beantworten zu können: die historische Netzwerkanalyse.

121

* REINHARD, WOLFGANG, *Freunde und Kreaturen*, München, 1979, S. 83.

¹ Magyar Országos Levéltár (Hg.), *Zoroaster*, S. 1083–38./CXXI.

Der vorliegende Beitrag möchte die Historische Netzwerkanalyse (HNA) und ihre Einsatzmöglichkeiten in der Geschichtswissenschaft vorstellen.

Einführung in die Methode

Das Wissen darüber, dass die Handlungen eines Individuums nicht nur aus dem eigenen Selbst abzuleiten sind, ist eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts. Dies führte zur Entdeckung des Netzwerks als Kontext, in dem Individuen handeln. Die Soziologie, in der die historische Netzwerkanalyse ihren Ursprung hat, untersucht seit den frühen 1970ern systematisch soziale Netzwerke von Personen und Organisationen. Im Vordergrund dieser Analyse stehen die menschlichen Beziehungen und ihre Aushandlungs- und Austauschprozesse. Netzwerkanalyse an sich bedeutet, *eine Reihe von formalen Verfahren zur Analyse von Beziehungen zwischen Akteuren und deren Mustern als auch [...] eine Theorieperspektive auf eben solche Beziehungen.*² Sie ist also Beschreibungskategorie und Erklärungsinstrument zugleich.

Im Zentrum der Analyse stehen nicht die Akteure, sondern deren Beziehungen zueinander. In dem Sinne ist die HNA in unserem Schema zwischen „Strukturen“ und „Akteure“ zu verorten. Der Begriff „Netzwerk“ ist doppelseitig: Die Akteure werden als Netzwerke und gleichzeitig durch Netzwerke dargestellt. Sie sind eine spezielle Form der Darstellung. Unter diesem Aspekt sind Netzwerke abgegrenzte Mengen, die durch Linien (Kanten) und durch sie verbundene Elemente (Knoten) definiert sind.³ Netzwerke werden systematisch erhoben, berechnet und visualisiert, d. h. mithilfe der Netzwerke können die menschlichen Interaktionen nicht nur strukturiert, sondern auch nachgezeichnet und visuell dargestellt werden.

Über die Art der Beziehungsgeflechte und die Position der Akteure im Netz klären bestimmte Eigenschaften der Netzwerke wie Netzwerkkumfang, Netzwerkdichte, Zentralität (Auskunft über die Position im Knoten im Netz), Egalitäre vs. Hierarchische Netzwerke (symmetrisch und asymmetrisch verteilte Verbindungen) auf.

Die Geschichtsschreibung, die sich der Methode der sozialen Netzwerkanalyse bedient, nimmt nicht die sogenannten harten Fakten in den Fokus, sondern lenkt die Aufmerksamkeit auf die sozialen Beziehungen bzw. gesellschaftlich normierten Praktiken und Austauschprozesse. Aus diesem Gesichtspunkt steht sie einerseits in der Tradition der Annales-Schule, andererseits auch in der Tradition des *linguistic turn*, da sich die Methode den strukturellen Dimensionen menschlichen Handelns zuwendet. Die historische unterscheidet sich von der sozialen Netzwerkanalyse (SNA) jedoch nicht nur darin, dass die Akteure meistens nicht mehr am Leben sind. Die Bandbreite der historischen Netzwerkforschung reicht von der Netzwerk-Metapher als reinem, mit immer wieder anderen Nuancen versehenem Kommunikationsinstrument über die „Akteur-Netzwerk-Theorie“ bis hin zu der Verwendung von Methoden der „Sozialen Netzwerkanalyse“.⁴



Qualitative historische Netzwerkanalyse bedeutet, eine Herangehensweise ohne statistische Methoden, die sich auf „weiche Daten“ konzentriert und die Beziehungskonstellationen manuell erstellt, zu nutzen. Im Unterschied dazu werden bei der quantitativen historischen Netzwerkanalyse die Daten durch eine Software

² Jessica Haas und Sophie Mützel, Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie in Deutschland. Eine empirische Übersicht und theoretische Entwicklungspotentiale, in: Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften, hg. v. Christian Stegbauer, Wiesbaden 2008, S. 49. ³ Ebd.

⁴ Marten Düring und Ulrich Eumann, Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften, in: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), S. 370.

systematisch erhoben und berechnet. Durch diese Herangehensweise weist sie eine größere Ähnlichkeit mit der SNA auf. Die Verfechter der quantitativen historischen Netzwerkanalyse⁵ lehnen zwar die Daseinsberechtigung der qualitativen Herangehensweise ab, jedoch hat der Begriff „Netzwerk“ kombiniert mit qualitativer historischer Analyse Hochkonjunktur.

Wie funktioniert die Methode?

Der Prozess der Datenvisualisierung besteht aus mindestens zwei Arbeitsschritten: Nach der Datengenerierung erfolgt die Aufarbeitung der Rohdaten zu Datenstrukturen und die Abbildung dieser. Während die Soziologinnen ihre Daten durch Fragebögen und Interviews für die Analyse erheben können, müssen die Historikerinnen die historischen Quellen indes oft erst mit einigem Aufwand für eine solche Analyse nutzbar machen. Als erster Arbeitsschritt erfolgt demnach Quellenkritik und traditionelle Quellenauswertung: In der historischen Netzwerkanalyse muss stets erläutert werden, wer die verwendeten Quellen zu welchem Zweck geschrieben hat, ob es ein Interesse gab, Kontakte zu verschweigen, Ereignisse hinzuzudichten oder sie falsch darzustellen. Allen voran muss geprüft werden, welche Aussagen von Zeitzeugen für die Analyse überhaupt brauchbar sind. Danach erfolgt die Analyse und die Visualisierung der erhobenen Daten mithilfe von Computersoftware. Die Abbildungen werden dann als aussagekräftig betrachtet, wenn in der visuellen Struktur alle Informationen der zugrundeliegenden Datenstrukturen repräsentiert sind. Aber letztlich müssen sie nicht nur aussagekräftig sein, sondern auch effektiver als andere Darstellungsformen. Dass sind sie allerdings erst, wenn diese visuellen Darstellungen schneller zu interpretieren sind, eine größere Anzahl von Unterscheidungen ermöglichen und bei ihrer Interpretation weniger Fehler auftreten,

5 Marten Düring u. a. (Hg.), Handbuch Historische Netzwerkforschung: Grundlagen und Anwendungen (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) zur Methodenfor-

als wenn keine visuelle Aufarbeitung gemacht worden wäre.⁶ Die Ergebnisse werden schließlich zusammen mit den Befunden der traditionellen Quellenauswertung verschränkt und interpretiert.

Vorteile	Nachteile
Neue Impulse	„Kaisers neue Kleider“
Interdisziplinarität - Multiperspektivität	Die Netzwerke werden nicht kontextualisiert
Verbindung von Mikro- und Makroebene	Auf Quellen angewiesen
Verborgene Beziehungsgeflechte aufspüren	Akteure werden in den Hintergrund gerückt
Informelle (Abhängigkeits)Beziehungen	Zeitaufwändig
Brücke zwischen Handlungs- und Strukturebene	
Komplexe Beziehungsgeflechte auf einen Blick durch Visualisierung erfassen	
Systematische, daher objektive Erhebung von Daten	

Bevor man eine neue Methode anwendet, gilt es abzuwägen, wieviel die Forschung im Vergleich zur investierten Energie und Zeit durch die Methode gewinnt. Es ist eine unabdingbare Frage, die ehrlich beantwortet werden sollte. Ansonsten läuft man Gefahr, unnötig viel Zeit ins Erlernen einer Methode zu investieren, die letzten Endes nicht den erwarteten Effekt aufweisen wird. Daher fasst die obenstehende Tabelle einige Vor- und Nachteile der HNA zusammen, die die Entscheidung unterstützen können.

Durch die systematisierte Erhebung von Sozialbeziehungen wird vor allem sichtbar, welche eindeutig belegbaren Informationen zu Beziehungen in den Quellen enthalten sind und welche demgegenüber vage und ambivalent bleiben. Dabei sind es die Positionen der Akteure im Netz und die Einflechtung in dieses, die Substantielles zur Erklärung des Handelns beitragen.⁷ Die meisten Historikerinnen

6 Lothar Krempel, Visualisierung komplexer Strukturen: Grundlagen der Darstellung mehrdimensionaler Netzwerke (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Sonderband), Frankfurt a. M. / New York 2005, S. 16. 7 Düring/ Eumann, Netzwerkforschung, S. 370.

sind jedoch auf Quellen angewiesen, die häufig lückenhaft sind und nicht alle Informationen enthalten, die für eine Netzwerkanalyse benötigt werden. Besonders schwierig sind Analysen von geheimen Netzwerken, deren Beteiligte i. d. R. die schriftliche Dokumentation ihrer Tätigkeit vermeiden, wie z.B. die Geheimgesellschaften.⁸

In einer klassischen Untersuchung konzentriert man sich im Falle von umfangreichen Beziehungsstrukturen auf wenige, exemplarisch ausgewählte Akteure. Die HNA hingegen ermöglicht durch verschiedene Computersoftware auch die Untersuchung von komplexen Beziehungsstrukturen.

Spätestens seit dem *cultural turn* hat sich in den Geisteswissenschaften abgezeichnet, dass interdisziplinäre Ansätze im Unterschied zur klaren Trennung der Disziplinen, die einzelnen Fachgebiete mit neuen Impulsen bereichern können. Die Kombination von fachexternen und fachinternen Herangehensweisen ermöglicht spezielle Lösungen für spezielle Fragen, die die Methoden einer einzelnen Disziplin alleine nicht hätten beantworten können. Das gilt auch für die Geschichtswissenschaft, die durch die Kombination von Methoden anderer Wissenschaftsbereiche neue Impulse erhielt.

Es darf nicht vergessen werden, dass historischer Wandel nicht durch Strukturen oder Einzelpersonen allein bedingt ist, sondern durch deren Kombination, also über handelnde Akteure und ihre Verflechtungsstrukturen erzeugt wird. Genau auf diese Dynamiken konzentriert sich die HNA: *Als Verbindung von Mikro- und Makroebene bietet das Netzwerkkonzept ein attraktives Theorieangebot, um verborgene Beziehungsgeflechte aufzuspüren und eine Brücke zwischen Handlungs- und Strukturebene zu schlagen.*⁹

Nichtsdestotrotz weist die HNA auch Nachteile auf. Die negative „Netzwerkeuphorie“ ist einer davon, d. h. wenn der Begriff „Netzwerk“ nur als Synonym für Verwandtschafts-, Freundschafts- oder

Handelsbeziehungen dient. Das Aufsetzen undurchsichtiger Netzwerkmetaphern auf schon bekannte Forschungsergebnisse ist nicht Sinn des Netzwerks als Analysekategorie. Umgekehrt gilt genauso wenig: Nur, weil man eine neue Methode anwendet, werden nicht unbedingt neue Erkenntnisse erbracht. Aneinanderreihungen formaler netzwerkanalytischer Messungen und Kennzahlen ohne die Analyse des historischen Kontextes macht daher für Historikerinnen ebenso wenig Sinn.¹⁰ Zusammenfassend kann man sagen, dass es von Vorteil sein kann, sich die Vorzüge der SNA zunutze zu machen und damit historische Forschung und die Vermittlung ihrer Erkenntnisse – trotz des Einarbeitungsaufwandes – letztlich einfacher und anschaulicher zu machen. Die Stärken der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung lassen sich so mit den Vorteilen der traditionellen historischen Forschung verbinden.¹¹

Unter welchen Kriterien ist die Methode sinnvoll?

Wie jeder Methodeneinsatz soll auch die HNA über die Forschungsfrage begründet werden. Die historische Netzwerktheorie beschäftigt sich mit Ursache-Wirkung-Zusammenhängen. Typische Forschungsfragen, die sich auf solche Zusammenhänge beziehen, sind Fragen und Umständen-Fragen. Mögliche Forschungsgegenstände also sind meistens persönliche Kontakte, gesellschaftlich normierte Praktiken, transnationaler Austausch, Abhängigkeitsverhältnis, verdeckte Netzwerke wie z.B. Spionage- oder Widerstandsnetzwerke. Die Quellen, die sich am besten für eine historische Netzwerkanalyse eignen, sind z. B. Verhörprotokolle und Kirchenbücher, Matrikel oder Briefe. Es gilt generell: *Je weniger die Informationen in der jeweiligen Quelle vorstrukturiert sind, desto mehr Arbeitsaufwand und Interpretationsleistung ist*

⁸ Düring / Keyserlingk, Netzwerkanalyse. ⁹ Christian Marx, Forschungsüberblick zur historischen Netzwerkforschung. Zwischen Analysekategorie und Metapher, in: Düring u. a., Handbuch, S. 83–84.

¹⁰ Marx, Forschungsüberblick, S. 83–84. ¹¹ Marten Düring und Linda v. Keyserlingk, Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften: Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung historischer Prozesse, in: Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen, hg. v. Rainer Schützeichel und Stefan Jordan, Wiesbaden 2012.

zu erbringen.¹² Unterschiedliche Quellenarten sind oft problematisch, weil die Ungleichmäßigkeit der Daten ausgeglichen werden muss.

Je nach Forschungsinteresse und Forschungsfrage wird die HNA oft mit anderen Methoden und Theorien kombiniert. Sie ist mit dem Ansatz zu sozialem und symbolischen Kapital von Bourdieu sehr gut vereinbar, da es in beiden Fällen um Aushandlung von gesellschaftlichen Positionen geht. Verflechtungsgeschichte und Transferforschung bieten auch anwendbare theoretische Grundlagen für die HNA, da sie über die Eigenschaften und Dynamiken der Netzwerke aufklären können. Methodisch ist die HNA mit der Prosopographie und der kollektiven Biographie verwandt. Während Prosopographie und kollektive Biographie allerdings eine Reihe von Akteuren ins Zentrum der Forschung stellen, die nach speziellen Kriterien ausgewählt wurden, konzentriert sich die HNA nicht auf die Akteure, sondern auf die Beziehungen zwischen den Akteuren.

Die historische Netzwerkanalyse bietet sich insbesondere dafür an, der Herausbildung von territorialen Räumen nachzugehen, die die verschiedenen Ebenen des Agierens strukturieren und diese visuell darstellen. Dabei gebe ich der qualitativen akteurs- und konzeptbezogenen Darstellung den Vorrang vor einer strukturellen quantitativen Forschung. Meiner Meinung nach ist qualitative Netzwerkforschung, also ohne statistische Methoden und ohne Berechnungen auch möglich, ohne, dass die Methode auf die Netzwerk-Metapher reduziert wird. Mit Hilfe bestimmter Analyse-Software wie MaxQDA oder Atlas.ti können visuelle qualitative Analysen, Interpretation, Verwaltung und Sortierung größerer Mengen von Text-, Grafik-, Audio- und Video-Daten durchgeführt werden. Die Programme ermöglichen die Analyse von weichen Daten, die nicht durch standardisierte Methoden erhoben werden können.

¹² Martin Stark, Netzwerkberechnungen. Anmerkung zur Verwendung formaler Methoden, in: Düring u. a., Handbuch, S. 156.

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

MARTEN DÜRING U. A. (HG.), *Handbuch Historische Netzwerkforschung: Grundlagen und Anwendungen* (Schriften des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen (KWI) zur Methodenforschung, 1), Berlin u.a. 2016.

MARTEN DÜRING UND ULRICH EUMANN, *Historische Netzwerkforschung. Ein neuer Ansatz in den Geschichtswissenschaften*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 39 (2013), S. 369.–390.

MARTEN DÜRING UND LINDA V. KEYSERLINGK, *Netzwerkanalyse in den Geschichtswissenschaften: Historische Netzwerkanalyse als Methode für die Erforschung historischer Prozesse*, in: *Prozesse. Formen, Dynamiken, Erklärungen*, hg. v. Rainer Schützeichel und Stefan Jordan, Wiesbaden 2012.

Schlussbetrachtung

"Doing History" – Do it yourself! Anleitung für Lehrende

Ambitioniert ist wohl das Wort, mit dem man die Ziele unseres Projektes umschreiben könnte: Das Modul sollte den Fokus einerseits auf die explizite Vermittlung und Vertiefung von häufig nur implizit geforderten Kernkompetenzen, andererseits aber auch auf die sehr forschungsnahe Auseinandersetzung mit aktuellen Theorien und Methoden sowie deren Anwendung legen. Dieser Prozess sollte letztlich von einer bunten und diversen Gruppe von Doktorandinnen im Team Teaching durchgeführt werden und schließlich nicht nur zur Anfertigung von Prüfungsleistungen, sondern auch zu einem Abschlussworkshop sowie einer Broschüre führen. Zusätzlich war im Modul auch eine Kooperation mit dem Academic Lab¹ geplant; ein Test wie die Zusammenarbeit mit dieser zentral angesiedelten Institution und dem Institut funktionieren kann. Zu guter Letzt hatten wir außerdem das Ziel vor Augen, zu testen, ob ein solches Modul eine sinnvolle Ergänzung zum Kerncurriculum sein, und wenn ja, wie ein dauerhafter Platz darin gefunden werden kann.

Die folgenden Seiten sollen sowohl die Ziele und den Verlauf des Projekts dokumentieren, gleichermaßen aber auch als Reflektion und ggf. als „Anleitung“ für zukünftige Seminarleiterinnen und -teilnehmerinnen dienen.

¹ Das [Academic Lab](#) ist eine zentrale Einrichtung an der Universität Leipzig, die sich zum Ziel setzt, Studentinnen bei der Entwicklung wissenschaftlicher Schreibkompetenzen zu unterstützen.

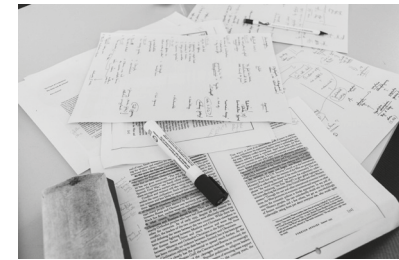
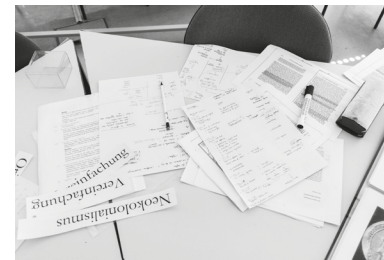
Ordnung für die Wahlmodule der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften

Akademischer Grad	Modulnummer	Modulform
Bachelor of Arts	03-HIS-0262	Wahlpflicht

Modultitel	Praxismodul Anwendung von Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft
Modultitel (englisch)	Doing History. Theories and Methods of Historical Studies
Empfohlen für:	3./4./5./6. Semester
Verantwortlich	Historisches Seminar, Professur für Ibero-Amerikanische Geschichte/Vergleichende Geschichtswissenschaft
Dauer	1 Semester
Modulturnus	unregelmäßig
Lehrformen	<ul style="list-style-type: none"> • Kolloquium "Methoden: Überblick und Anwendung" (2 SWS) = 30 h Präsenzzeit und 120 h Selbststudium = 150 h • Seminar "Theorien: Lesen und Diskutieren" (2 SWS) = 30 h Präsenzzeit und 120 h Selbststudium = 150 h
Arbeitsaufwand	10 LP = 300 Arbeitsstunden (Workload)
Verwendbarkeit	Wahlbereich der Geistes- und Sozialwissenschaften
Ziele	Die Studierenden vertiefen ihre Kenntnisse in Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft und wenden diese selbstständig an. Sie bauen ihre Kernkompetenzen des wissenschaftlichen Arbeitens aus und sind bei erfolgreicher Teilnahme am Modul in der Lage, sich kritisch mit Forschungsliteratur auseinanderzusetzen und Argumentationen zu analysieren und selbstständig zu entwickeln. Sie schulen sich weiterhin in Kernkompetenzen des wissenschaftlichen Arbeitens, wie der kritischen Auseinandersetzung mit Forschungsliteratur und dem Argumentieren.
Inhalt	Im Kolloquium werden zuerst konkrete Methoden der Geschichtswissenschaft vorgestellt und anschließend in kleineren Methodengruppen vertieft und angewendet. Im Seminar werden auf Basis der Lektüre von "Klassikern" der Geschichtswissenschaft (u.a. Droysen, Bloch, Koselleck, White) sowohl Lesetechniken als auch Diskussions- und Feedbackmethoden erprobt.
Teilnahmevoraussetzungen	keine
Literaturangabe	Hinweise zu Literaturangaben erfolgen in den Lehrveranstaltungen.
Vergabe von Leistungspunkten	Leistungspunkte werden mit erfolgreichem Abschluss des Moduls vergeben. Näheres regelt die Ordnung für die Wahlmodule der Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften.

Aufbau des Moduls

Unser Projekt war in den strukturierten Wahlbereich des Bachelor-Studiums Geschichte eingebunden und entsprach einem Workload von 10 Leistungspunkten. Es bestand aus zwei Veranstaltungen: Seminar und Kolloquium. Das *Seminar* fand wöchentlich statt und wurde von 14 Teilnehmerinnen besucht. Eine Sitzung wurde durch einen Schreibworkshop von Robert Feustel vom Academic Lab extern gestaltet, der darauf abzielte mit den Studentinnen Strategien des wissenschaftlichen Schreibens zu wiederholen.



Die Ziele des Seminars lagen in der Förderung der Kompetenzen Lesen, Argumentieren und Schreiben. Die Bedarfe, sich genau mit diesen drei Bereichen eingehender zu befassen, wurde im Vorfeld der Modulkonzeption durch moderierte Fokusgruppengespräche mit Lehrenden und Studentinnen, identifiziert.

Die Studentinnen hatten durch gemeinsame Übungen und im engen Austausch untereinander Möglichkeiten kennengelernt, wissenschaftliche Texte strukturiert zu lesen, Argumentationen zu erkennen und eigene Texte zu verfassen. Die kritische Auseinandersetzung mit Forschungsliteratur und deren Überführung in eine eigenständige Argumentation übten die Studentinnen einerseits in der Prüfungsvorleistung: Sie konnten wählen zwischen einem Essay oder einer Rezension.

134



Die Studentinnen lobten insbesondere die Dynamik und flachen Hierarchien. Die Einblicke, die die Lehrenden in ihre eigenen Forschungen gaben, wurden zudem als wertvolle Bereicherung zum allgemeinen Curriculum des Studiums wahrgenommen.

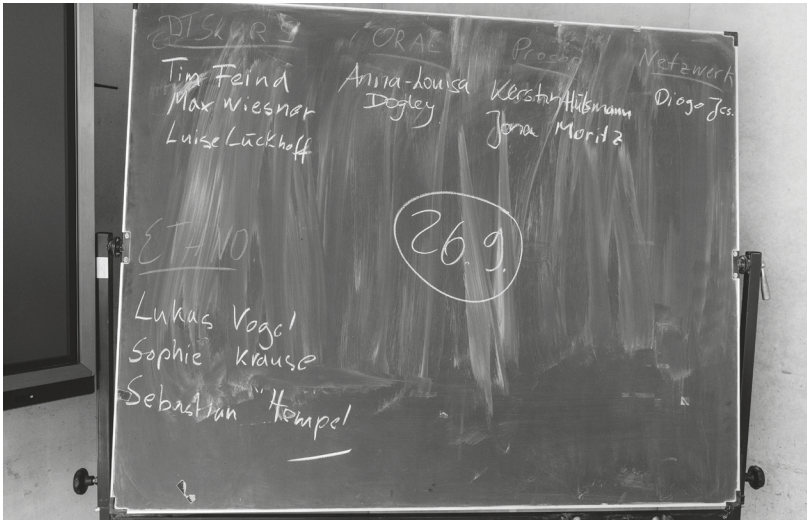
Das *Kolloquium* fand nur in der ersten Hälfte des Semesters statt und wurde durch Beiträge aus dem Forschungsforum des Historischen Seminars gestaltet. In sieben verschiedenen Impuls-Vorträgen bekamen die Studentinnen einen Einblick in geschichtswissenschaftliches Arbeiten, Anwendungsbeispiele verschiedener geschichtswissenschaftlicher Methoden und aktueller Forschungsprojekte. Ausgehend von den Einführungsvorträgen konnten die Studentinnen auswählen, welche Methode sie in der zweiten Hälfte des Semesters vertiefen wollten. Positiv überrascht waren wir davon, wie schwer sich die Studentinnen mit dieser Entscheidung taten, da sie durchaus nicht nur eine, sondern mehrere Methodengruppen spannend fanden. Im Rahmen eines kleinen *World Cafés* versuchten wir daher nachträglich, die Entscheidungsfindung zu erleichtern.

Das DoktorandInnenforum des Historischen Seminars lädt herzlich ein zum:
Methoden-Kolloquium im Rahmen des LaborUni-Projektes „Doing History“

donnerstags, 13–15 Uhr, GWZ, Raum 5 2.16

06.04.17	Theoriebedarf und Quellenkritik in der Geschichtswissenschaft Referent: <i>Alexander Sembdner</i>
13.04.17	Praxeologie – Referentin: <i>Stefanie Wiehl</i> Historische Diskursanalyse – Referent: <i>Sven Jaros</i>
20.04.17	Oral History – Referentin: <i>Elisa Satjukow</i>
27.04.17	Ethnographie – Referentin: <i>Agustina Carrizo</i>
04.05.17	Prosopographie – Referent: <i>Thomas Rastig</i> Netzwerkanalyse – Referentin: <i>Zsoltia Turoczy</i>

DoktorandInnenforum, **Kontakt:** stefanie.wiehl@uni-leipzig.de, sjaros@uni-leipzig.de



Die zweite Semesterhälfte bestand dann aus der Arbeit in den jeweiligen Methodengruppen. Dort beschäftigten sich die Studentinnen mit Vertiefungstexten und entwickelten ihr eigenes Forschungsprojekt. In enger Abstimmung mit der Methodengruppenleitung sollten sie das Gelernte selbst anwenden – Oral History-Interviews führen, eine Ethnographie schreiben, eine Diskursanalyse durchführen, Historische Netzwerkanalyse anwenden, Praxeologie erproben und nicht zuletzt Prosopographien erstellen – und die Ergebnisse ihrer Forschungen in einer Hausarbeit präsentieren. Im Rahmen des Abschlussworkshops zum Ende des Semesters bekamen zudem alle Studentinnen die Gelegenheit, ihren Arbeitsprozess sowie erste Ergebnisse vorzustellen und zu diskutieren. Auch wenn nicht alle aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes im Zeitplan ihre Prüfungsleistungen fertig stellen konnten, so hat der Workshop doch bereits deutlich gemacht, mit welchem enormen Engagement teilweise hochgradig innovative Fragestellungen verfolgt wurden und welcher reflektierten Umgang die Studentinnen mit den Grundannahmen und Arbeitsschritten der jeweiligen Methode bewiesen.



Evaluation

Für uns war dieses Modul ein Experiment. Umso wichtiger war es, regelmäßig im Kontakt mit den Studentinnen abzugleichen, ob unser Vorhaben auf einem guten Weg war oder nicht. Die Studentinnen wurden daher zu einer mündlichen Midterm-Evaluation eingeladen sowie zu einer schriftlichen Befragung mit Unterstützung der Stabsstelle für Qualitätssicherung und Evaluation der Universität Leipzig am Ende des Seminars. Darin äußerten sich die Studentinnen zufrieden mit dem Modul und gaben an, dass sie in ihrer Wahrnehmung die Lehrziele erreicht und ihre wissenschaftlichen Kernkompetenzen verbessert hatten. Der Lernerfolg war für uns außerdem durch die Diskussionen in den Seminaren und beim Workshop erkennbar. Dabei wurde schnell deutlich, ob und wie gut Texte gelesen und verstanden wurden sowie die Methoden des wissenschaftlichen Arbeitens geübt worden waren.

Wir suchten immer wieder das Gespräch mit den Studentinnen, so dass wir ihre Probleme und Erfolge frühzeitig erkennen und in den Lehrveranstaltungen entsprechend darauf reagieren konnten, z. B. wenn es Missverständnisse oder zusätzlichen Diskussionsbedarf gab. Zudem lieferte die Prüfungsvorleistung erste Erkenntnisse über den Lernerfolg. Die relative Freiheit in der Themenfindung für die Hausarbeit wurde während des Semesters als Herausforderung empfunden, da damit ein für die Studentinnen ungewohntes Maß an Eigenverantwortlichkeit und Kreativität erwartet wurde. Zum Ende des Abschlussworkshops waren sich die Teilnehmerinnen jedoch einig, gerade dadurch sehr viel gelernt zu haben und zeigten sich äußerst zufrieden. Durch die gemeinsame Diskussion des Arbeitsprozesses wurde zudem eine gesteigerte Motivation erzeugt, da nicht der Eindruck entstand, man schreibe *nur für die Schublade*.



Wir selbst werten unser Projekt als gelungen, wenngleich unsere ambitionierte Zielvorstellung natürlich auch den Realitäten studentischen Lern- und unseres eigenen Forschungsalltags begegnete. Wir haben gelernt, dass das Ausprobieren von Methoden ein arbeits- und zeitaufwändiges Projekt ist, was im studentischen Alltag nur mit einer hohen intrinsischen Motivation vereinbar ist. Darum waren wir bestrebt, gemeinsam mit den Studentinnen Forschungsfragen zu entwickeln, die im Rahmen einer 15-seitigen Hausarbeit auch realistisch bearbeitet werden konnten. Nicht bei allen Methoden gelang uns das gleichermaßen gut. Daher hat sich für uns gezeigt, dass es von Vorteil ist, wenn die Studentinnen bereits gelernt und geübt haben, Forschungsfragen zu stellen und zu reflektieren oder schon eigene Forschungsinteressen entwickelt haben. Studierende am Beginn ihres Studiums hatten es schwerer, ein geeignetes Projektthema zu finden, als Studierende kurz vor Beginn ihrer Bachelorarbeit. Bei einer Wiederholung dieses Modulkonzepts wäre es daher überlegenswert, es entweder Studentinnen in der Master-Phase, oder besser noch das Modul über zwei Semester anzubieten, so dass mehr Zeit zum Vertiefen und Anwenden bleibt.



Modulabschluss und Ausblick

Im Anschluss an unseren Workshop begannen die konkreten Planungen für die vorliegende Broschüre, deren Gestaltung nur dank der finanziellen Unterstützung der LaborUni möglich war. Die Broschüre steht für alle Interessierten als Online-Publikation auf der Homepage des Historischen Seminars zum Download bereit.

Parallel dazu führten wir innerhalb des Instituts Gespräche hinsichtlich einer Verstetigung des Moduls. Auch wenn das Feedback sehr positiv und das Interesse groß ist, fehlt es bislang an den finanziellen Möglichkeiten einer institutionalisierten Fortführung. Sicherlich würden sich auch in Zukunft wieder Doktorandinnen finden, die mit viel Begeisterung und Elan eine Methodengruppe leiten würden. Koordination und Seminarleitung müssten jedoch gebündelt und vor allem auch entsprechend honoriert werden. Solange hierfür keine Lösungen absehbar sind, müssen wir erst einmal davon ausgehen, dass es sich bei „Doing History“ um ein einmaliges Projekt handelte. Umso mehr hoffen wir mit dieser Broschüre eine Inspirationsgrundlage geschaffen zu haben, die Lust macht, neue Wege in der geschichtswissenschaftlichen Lehre zu gehen.

Übersicht aller studentischer Projekte

Diskursanalyse

Tim Feind: Der Diskurs um Kriegsanleihen im Ersten Weltkrieg im Spiegel der Werbeplakate des Deutschen Reiches

Luise Lückhoff: Die Langlebigkeit kolonialer Denksysteme im Diskurs der deutschsprachigen Lateinamerikaforschung

Max Wiesner: Der Diskurs um die Möglichkeiten und Bedingungen der photographischen Agitation der Arbeiterbewegung in den 1920er Jahren anhand des Photowettbewerbs der Arbeiter-Illustrierten-Zeitung 1926

Oral History

Anna-Louisa Dogley: A glance into the life-span of Albert Rene's legacy. An oral history project based on the historical consciousness of students

Sameera Grötsch: Intergenerationelle Unterschiede und Gemeinsamkeiten anhand der Anschläge vom 11. September

Ethnographie

Lukas Vogel: Zwischen Angst und Hoffnung. Eine polnische Zwangsarbeiterin am Ende des 2. Weltkriegs im Oderraum

Sebastian Hempel: Heinz Barth und Oradour-sur-Glane

Sophie Krause: Felix Mendelssohn-Bartholdy: vom jungen Leipziger Gewandhauskapellmeister zum Star seiner Zeit

Praxeologie

Jos Neuhoff: Macht und Gewalt in der Heiratspraxis unter den Khmer Rouge

WEITERFÜHRENDE LITERATUR

JÖRG BABEROWSKI, *Der Sinn der Geschichte. Geschichtstheorien von Hegel bis Foucault*, München 2005.

ALBRECHT CLASSEN (HG.), *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*, 3 Bde., Berlin 2010.

UTE DANIEL, *Kompendium Kulturgeschichte*, 6. Aufl. Frankfurt M. 2001.

ARNOLD ESCH, *Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart*, München 1994.

HANS-JÜRGEN GOERTZ, *Umgang mit Geschichte. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Reinbek bei Hamburg 1995.

STEFAN JORDAN, *Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft*, 3. Aufl. Stuttgart 2015.

LOTHAR KOLMER UND CARMEN ROB-SANTER, *Studienbuch Rhetorik*, Paderborn u. a. 2008.

ACHIM LANDWEHR, *Die Kunst, sich nicht allzu sicher zu sein: Möglichkeiten kritischer Geschichtsschreibung*, in: *WERKSTATTGESCHICHTE* 61 (2012), S. 7-14.

MICHAEL MAURER (HG.), *Aufriß der Historischen Wissenschaften. In sieben Bänden*, Stuttgart 2001–2005. (bes. Band 3: „Sektoren“ und Band 7: „Neue Theorien und Methoden der Geschichtswissenschaft“)

THOMAS MERGEL UND THOMAS WELSKOPP (HG.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997.

FRANZISKA METZGER, *Geschichtsschreibung und Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert*, Bern, Stuttgart, Wien 2011.

FRIEDERIKE NEUMANN, *How Does a Historian Read a Scholarly Text and How Do Students Learn to do the Same?*, in: *Enriching History Teaching and Learning. Challenges, Possibilities, Practice*. Linköping 2015, S. 67–83.

WENDY POJMAN (U. A.), *Doing History. An Introduction to the Historian's Craft, with Workbook activities*, Oxford 2016.

LISA SPANKA, JULIA LORENZEN UND MEIKE HAUNSCHILD (HG.), *Zugänge zur Zeitgeschichte: Bild – Raum – Text. Quellen und Methoden*, Marburg 2016.

ERHARD WIERLING, *Geschichte des historischen Denkens. Zugleich eine Einführung in die Theorie der Geschichte*, Paderborn 2007.

MONIKA WOHLRAB-SAHR UND AGLAJA PRZYBORSKI, *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München 2014.

144

VERZEICHNIS DER HYPERLINKS

Seite	Name	Link
9	Forschungsforum	http://www.gko.uni-leipzig.de/historisches-seminar/forschung/doktorandenforum.html
10	LaborUni	https://www.stil.uni-leipzig.de/teilprojekte/laboruniversitat/
23	Vetorecht	docupedia.de/zg/Vetorecht_der_Quellen
32, Anm.12	Diskurs und Diskursgeschichte	http://docupedia.de/zg/Diskurs_und_Diskursgeschichte?oldid=97386
51	Oral History in Bosnia and Herzegowina	http://www.bosnianmemories.org
64, Anm. 17	History in the nation curriculum of Seychelles	http://www.education.gov.sc/mediacenter/Documents/History%20in%20the%20National%20Curriculum%20Revised%20Edition%202006.pdf
Ebd.	Syllabus Cambridge IGCSE History	http://www.cambridgeinternational.org/images/203943-2017-2019-syllabus.pdf
Ebd.	Syllabus Cambridge International AS and A level History	http://www.cambridgeinternational.org/images/202620-2017-2018-syllabus.pdf
103, Anm. 3	Extraordinary Chambers in the Courts of Cambodia (ECCC)	https://www.eccc.gov.kh/en
S. 131, Anm.1	Academic Lab	http://home.uni-leipzig.de/academiclab/de_DE/

145

letztes Zugriffsdatum: 26.02.2018

Impressum

AUTORINNEN

Agostina Carrizo

Anna-Louisa Dogley

Tim Feind

Sven Jaros

Jos Neuhoff

Thomas Rastig

Elisa Satjukow

Katharina Seibert

Alexander Sembdner

Zsafia Turocsy

Lukas Vogel

Stefanie Wiehl

METHODENGRUPPENLEITERINNEN

**Agustina Carizzo, Sven Jaros,
Thomas Rastig, Elisa Satjukow,
Zsafia Turocsy und Stefanie Wiehl**

SEMINARLEITERINNEN

**Robert Friedrich, Sven Jaros, Katharina
Seibert und Stefanie Wiehl**

MODULVERANTWORTLICHE

Sven Jaros und Stefanie Wiehl

REDAKTION

**Robert Friedrich, Elisa Satjukow,
Sven Jaros und Katharina Seibert**

GESTALTUNG

**Club Koraal, Friede König
Gesetzt in der Palatino & Futura Light**

DIGITALDRUCK

Thomasdruck

146

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

S. 36: CC, Landesarchiv Baden-Württemberg, URL: <https://www.deutsche-digital-bibliothek.de/item/YYMHAHAWCRMV6S27Z72AFLS43CV7ZIS> – S. 41: Wikimedia Commons, URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Helft_uns_siegen#/media/File:Helft_uns_siegen.jpg – S. 43: © IWM (Art.IWM PST 3213), URL: <http://www.iwm.org.uk/collections/item/object/23938> – S. 44: © Library of Congress, Rep.Nr. LC-USZ62-22531, URL <http://www.loc.gov/pictures/item/2009631648/> – S. 51: <http://bosnianmemories.org> – S. 55: Patricia Leavy, Oral History 2013, S. 12 – S. 77: eigene Darstellung – S. 132: Modulbeschreibung aus der Ordnung für Wahlmodule der GKO – S. 133–141: © Sven Jaros (10x). [letzter Zugriff für alle URL: 13.03.2018]

